

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

1/2005

	In eigener Sache	2
Andreas Fritsch	Neue DAV-Spitze gewählt	3
Andreas Fritsch	Caesar oder Erasmus? Zum Tod von Manfred Fuhrmann	4
Th. Poiss / W. Rösler	Zum Tod von Manfred Fuhrmann	6
Rainer Schöneich	Bericht zur Lage des altsprachlichen Unterrichts	9
Gerhard Holk	Die Fédération Internationale des Associations d'Études Classiques	13
Géza Alföldy	Das alte Rom und das moderne Europa	16
Bernhard Kytzler	Interview mit Cicero (I)	23
Michael Lobe	Ein Dialog über Liebe zwischen Martial, Catull und Horaz	26
Michael Wenzel	... was du da treibst – zu Martial III 71	32
Walter Siewert	Literatur als grammatikalischer Steinbruch?	34
Herbert Zimmermann	Die kulturgeschichtliche Bedeutung der literarischen Partialrezeption in der Spätantike bzw. im Frühmittelalter (Teil I)	39
Franz Josef Weber	Friede ist möglich – die Sichtweise der klassischen Antike	44
	Zeitschriftenschau	49
	Besprechungen	56
	Leserforum	69
	Varia	83
	Adressen der Landesvorsitzenden	90

Deutscher Altphilologenverband

In eigener Sache

Der Tod von Manfred Fuhrmann stellt einen unersetzlichen Verlust für die Klassische Philologie, insbesondere die Latinistik dar. Der Deutsche Altphilologenverband ist ihm zu besonderem Dank verpflichtet. Es schien daher angemessen, in diesem Heft zwei Nachrufe aus unterschiedlicher Perspektive zu veröffentlichen: der erste, spontan nach seinem Tod am 12. 1. 2005 verfasst, berücksichtigt stärker das fachdidaktische und bildungspolitische Engagement Fuhrmanns; der

zweite, mit größerem zeitlichem Abstand verfasst, geht stärker auf seinen wissenschaftlichen Werdegang ein. – Besonders hingewiesen sei an dieser Stelle auf die im „Leserforum“ fortgesetzte Auseinandersetzung mit dem bayerischen Unterrichtswerk „Auspicia“. Dieses Werk fordert weiterhin zur intensiven Diskussion und Prüfung der didaktischen Grundlagen des heutigen Lateinunterrichts heraus.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

48. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
StD Dr. Helmut *Meißner*, Hubstraße 16, 69190 Walldorf

Schriftleitung: Univ.-Prof. Andreas *Fritsch*, Freie Universität Berlin,
Didaktik der Alten Sprachen, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin; E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die Redaktion gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
OStR Michael *Hotz*, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
OStR Dr. Dietmar *Schmitz*, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
Wiss. Ass. Dr. Stefan *Kipf*, Schillerstr. 12, 14532 Kleinmachnow
4. Zeitschriftenschau:
Univ.-Prof. Dr. Eckart *Mensching*, Technische Universität Berlin,
Klassische Philologie, Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin;
StD Dr. Josef *Rabl*, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin;
StR Martin *Schmalisch*, Deidesheimer Str. 25, 14197 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StR Rüdiger *Hobohm*, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: ruediger.hobohm@altmuehlnet.de

Anzeigenverwaltung: StR'in Christina *Martinet*, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53,
E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.

Neue DAV-Spitze gewählt

Auf der Vertreterversammlung des Deutschen Altphilologenverbandes, die vom 26. bis 27. Februar 2005 in Fulda tagte, wurde ein neuer Vorstand gewählt. Zum Ersten Vorsitzenden wählte die Versammlung ohne Gegenstimme Herrn Studiendirektor HARTMUT LOOS. Er ist stellvertretender Schulleiter am Gymnasium am Kaiserdom in Speyer und besitzt mehrjährige Erfahrungen auf Landes- und Bundesebene des DAV. Er ist seit 1996 Mitglied des Vorstandes des Landesverbandes Rheinland-Pfalz im DAV, seit 2000 dessen Erster Vorsitzender und seit 2003 Kassenwart im Bundesvorstand des DAV. Herr Loos ist 1958 geboren, seit 1981 verheiratet und hat zwei studierende Töchter. Von 1977 bis 1983 hat er Klassische Philologie (Latein) und Evangelische Theologie an der Universität des Saarlandes und der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz studiert. Das Referendariat absolvierte er 1984/85 am Staatlichen Studienseminar Kaiserslautern. Seit August 1985 ist er am Gymnasium am Kaiserdom Speyer tätig, zunächst als Studienrat, seit 1994 als Oberstudienrat, seit 1998 kommissarisch in der Schulleitung, seit 2004 als ständiger Vertreter des Schulleiters (zunächst kommissarisch, seit 18. März 2005 hauptamtlich). Er nahm vielfältige ehrenamtliche Tätigkeiten in Kirche und Schulwesen wahr, insbesondere in der Erwachsenenbildung und Lehrerfortbildung, u. a. ist er seit 1986 der Organisator der Vortragsreihe „Begegnung mit der Antike“.

Mit der diesjährigen Vertreterversammlung hat der bisherige Bundesvorsitzende des DAV, Herr Dr. HELMUT MEISSNER, wie angekündigt, seine vierjährige Amtszeit beendet; Herr Meißner wurde mit großem Applaus und viel Lob für seine hocheffiziente Arbeit verabschiedet. Er hat, wie es der Vorsitzende des Landesverbandes Berlin und Brandenburg Dr. JOSEF RABL in einem elektronischen Rundbrief treffend zusammenfasste, „den weiten Ruf eines Veranstalters perfekt organisierter großer Bundeskongresse, er ist der Vater des Humanismuspreises des

DAV, er hat sich in für die Alten Sprachen politisch schwierigen Situationen in den einzelnen Bundesländern mit großem Sachverstand und Weitblick vielfach, hartnäckig und erfolgreich zu Wort gemeldet (wiederholt beispielsweise in Berlin), er hat die Geschäfte des Bundesvorsitzenden (zweifelloos als erster in der Reihe großer Bundesvorsitzender) professionell geführt und sich – etwa mit der Begründung der Website des DAV – innovativ gezeigt. Dass er dieses Amt unterstützt von seiner Frau mit allergrößtem Engagement und unendlichem Zeitaufwand ausgefüllt hat, weiß jeder, der auch nur oberflächlich mit ihm zu tun hatte. Größter Dank gilt Herrn Dr. Meißner und seiner Frau; sie haben sich um den DAV verdient gemacht!“

Die Vorstandswahlen waren gut vorbereitet und wurden souverän und zügig geleitet von Herrn Dr. PETER LOHE (Berlin), Ehrenmitglied des DAV-Vorstandes. Zu stellvertretenden Vorsitzenden wurden Herr DR. STEFAN KIPF, Studienrat für Didaktik der Alten Sprachen an der Freien Universität Berlin (Gründer und Mitherausgeber der Onlinezeitschrift PEGASUS des DAV), und der schon bisher diese Funktion wahrnehmende Oberstudiendirektor Dr. WALTER JARECKI (Verden a. d. Aller) gewählt. Herr StR KARL BOYÉ (Berlin) wurde zum Pressesprecher gewählt. Weiterhin gehören dem Vorstand Prof. Dr. ULRICH SCHMITZER (Gymnasium) und Prof. ANDREAS FRITSCH (Forum Classicum) als Herausgeber der beiden Publikationsorgane dem Bundesvorstand an. Mit den Neuwahlen wurde der Bundesvorstand spürbar verjüngt, beispielsweise auch durch Frau ROMY PETZOLD, Referendarin in Sachsen-Anhalt (sie gestaltet die Website der Jung-Altphilologen: <http://www.japh.de.to/>), und durch den sehr jungen Kollegen KNUT REINARTZ (Boppard, Rheinland-Pfalz), der das Amt des Kassenwarts übernahm, und nicht zuletzt durch den neuen Bundesvorsitzenden selbst. Hinzuweisen ist auch auf den Tätigkeitsbericht von EUROCLASSICA, dem Europäischen Ver-

band der Klassischen Philologen, der von Prof. Dr. HANS-JOACHIM GLÜCKLICH vorgelegt wurde. Herr Glücklich wurde als Mitglied des erweiterten Vorstandes weiterhin mit der Vertretung des DAV in der EUROCLASSICA beauftragt. Informationen zu EUROCLASSICA findet man auf der neuen Website (www.euroclassica.org) und unter der Adresse <http://www.eduhi.at/go/loading.php?id=121405>. Als Mitglieder des erweiterten Vorstands mit verschiedenen Funktionen wurden gewählt bzw. bestätigt Dipl.-Phil. REINHARD BODE (Thüringen), StR MICHAEL HOTZ (München, Pegasus-Onlinezeitschrift), Prof. Dr. FRITZ-HEINER MUTSCHLER (Dresden, Verbindung zur Mommsen-Gesellschaft), OStR Dr. DIETMAR SCHMITZ (Nordrhein-Westfalen), OStD RAINER SCHÖNEICH (Schleswig-Holstein, Kieler Gelehrtschule), Prof. Dr. BERNHARD ZIMMERMANN (Univ. Freiburg/Br.).

Caesar oder Erasmus?

Zum Tod von Manfred Fuhrmann

Die große Bedeutung, die Manfred Fuhrmann für die altsprachlichen Studien in Deutschland hatte, lässt es angemessen erscheinen, dass wir hier zwei Nachrufe veröffentlichen. Der erste, ursprünglich unter starkem Zeitdruck für eine Berliner Tageszeitung geschrieben, widmet sich stärker der gar nicht hoch genug einzuschätzenden Bedeutung des verstorbenen Gelehrten für die Didaktik des altsprachlichen Unterrichts in Deutschland.¹ Der zweite Nachruf, mit größerem zeitlichem Abstand verfasst, geht stärker auf den wissenschaftlichen Werdegang Fuhrmanns ein.

Es gibt nur wenige Hochschullehrer der Klassischen Philologie in der Bundesrepublik Deutschland, die sich so große Verdienste um die wissenschaftliche Begründung und Gestaltung des altsprachlichen, insbesondere des Lateinunterrichts erworben haben wie der Konstanzer Emeritus für Lateinische Philologie MANFRED FUHRMANN. Der Dank, den ihm alle schulden, die sich in den vergangenen Jahrzehnten ebenfalls um eine zeitgemäße Latinistik und Fachdidaktik bemüht haben, lässt sich nicht in wenigen Zeilen ausdrücken. Insbesondere auch die Altphilologenschaft

Herr Dr. Meißner teilte mit, dass die Übersicht der Latinumsanforderungen an den Universitäten (auf der Webseite des DAV: www.altphilologenverband.de) überarbeitet wurde und auch in Zukunft aktualisiert wird.

In Arbeit ist eine 40-50seitige Broschüre „Latein an Schule und Hochschule“ (als Pendant zu dem bereits erschienenen Heft „Griechisch an Schule und Hochschule“. Die Lateinbroschüre wird von Prof. Dr. JÜRGEN LEONHARDT (jetzt Tübingen) und Dr. Stefan Kipf erarbeitet. Sie soll noch im laufenden Jahr veröffentlicht werden.

Die Vertreterversammlung entschied sich dafür, den DAV-Kongress 2006 in München (18. bis 22. April 2006) durchzuführen. Als Motto wurde vorgeschlagen (noch nicht beschlossen): „Antike im Dialog – Der Beitrag der Klassischen Sprachen zur Werteerziehung“.

ANDREAS FRITSCH

hat ihm unzählige anregende und originelle Impulse zu verdanken, die er ihr durch Vorträge und Arbeitskreise zu zentralen Themen und eine riesige Anzahl von Publikationen gegeben hat.

Nach der Wende von 1989 gehörte er zu den führenden Helfern beim Wiederaufbau und Ausbau der Altertumswissenschaft in den neuen Bundesländern und im Ostteil der Hauptstadt Berlin. Erinnert sei hier nur stichwortartig an einige seiner vielen, z. T. sehr einflussreichen Schriften: „Das systematische Lehrbuch“ (1960), „Die Antike und ihre Vermittler“ (1969), „Römische Literatur“ (1974), „Alte Sprachen in der Krise?“ (1976), „Brechungen – Studien zur antikeuropäischen Bildungstradition“ (1982), „Die antike Rhetorik“ (3. Aufl. 1990), „Cicero und die römische Republik“ (3. Aufl. 1991), „Die Dichtungstheorie der Antike“ (2. Aufl. 1992), „Rom in der Spätantike“ (2. Aufl. 1998), „Seneca und Kaiser Nero“ (1998), „Geschichte der römischen Literatur“ (1999), „Der europäische Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters“ (3. Aufl. 2000). Ein Buch mit dem Titel „Cäsar oder Erasmus? – Die alten Sprachen jetzt und morgen“ stellte 1995, anlässlich seines 70. Geburtstags, einige

seiner in der Schul- und Bildungspolitik wirkmächtigsten Aufsätze noch einmal zusammen.

Aber Fuhrmann, 1925 in Detmold geboren, 1953 in Freiburg/Br. promoviert, 1959 habilitiert, seit 1962 Professor in Kiel, ab 1966 in Konstanz, ruhte auch nach seiner Emeritierung (1990) nicht. Er prüfte bis zum letzten Tag, was das Erbe der Antike und seine Rezeption durch die Jahrhunderte bis heute für uns und die Jugend bedeutet. Zeugnis hiervon legt auch sein kleiner Bestseller aus der Reclam-Reihe ab: „Bildung – Europas kulturelle Identität“ (1. Aufl. 2002), der in die Hand jedes Lehrers, jeder Lehrerin gehört. Intensiv, kritisch und konstruktiv setzte sich Fuhrmann auch mit anderen Bildungstheoretikern (z. B. mit HARTMUT VON HENTIG oder dem jüngst verstorbenen DIETRICH SCHWANITZ) auseinander.

Eine Bibliographie zum Lateinunterricht verzeichnete schon 1994 allein rund fünfzig didaktisch relevante Publikationen von Fuhrmann; dabei war die Didaktik gar nicht sein Hauptarbeitsgebiet, sondern die Fachwissenschaft, insbesondere die Lateinische Philologie und die Literaturwissenschaft. Aber er war von vornherein ein interdisziplinär arbeitender, weit- und umsichtiger Fachwissenschaftler. Seine besondere Liebe galt der Musik (er wäre gern Pianist geworden) und der Rechtswissenschaft (im vorigen Jahr erhielt er hierin von der Universität Freiburg die Ehrendoktorwürde). Darüber hinaus war Fuhrmann vielfach als Rezensent für verschiedene Fachzeitschriften, aber auch für überregionale Tageszeitungen tätig, vor allem aber als Übersetzer, Herausgeber und Mitherausgeber antiker Texte – er hat u. a. die gegenwärtig führende Übersetzung sämtlicher Cicero-Reden (7 Bände mit Einleitungen und Erläuterungen) geschaffen. Hierfür erhielt er 1990 den Johann-Heinrich-Voss-Preis der Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt.

Fuhrmann stand stets in enger Verbindung zu den Vertretern der Nachbarwissenschaften. Er war daher ein gern gesehener Gast und Referent auf Tagungen von Germanisten, Historikern und Erziehungswissenschaftlern. Er vertrat das durch Mittelalter, Renaissance, Humanismus, Aufklärung geläuterte und geprüfte Erbe der

Antike gegenüber einer allzu stürmischen „Ent-rümpelung“ von Lehrplänen, die der Jugend den Zugang zu den Quellen, Wurzeln oder Fundamenten unserer europäischen Kultur versperren. Was hier verloren gehen könnte oder auch schon verloren ist, hat er in immer wieder neuen Anläufen, in lebendigen Vorträgen vor Schülern, Studenten, Lehrern und Fachkollegen und in gut lesbaren Büchern bewusst gemacht, so auch in seiner großen Monographie „Latein und Europa – Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II.“ (2001). Er wollte den altsprachlichen Unterricht nicht nur erhalten wissen, sondern umgestalten. Ins Zentrum sollte die neulateinische Literatur treten, z. B. der niederländische Humanist ERASMUS VON ROTTERDAM mit seiner „Klage des Friedens“, dem „Lob der Torheit“, den „Vertrauten Gesprächen“, den riesigen Anekdoten- und Sprichwortsammlungen und -erklärungen; oder auch der englische Lordkanzler THOMAS MORUS mit seiner „Utopia“. Von dort aus sollten sich dann Linien zum Mittelalter und zur Antike (über AUGUSTINUS zu CICERO und PLATON) einerseits und zur unmittelbaren Gegenwart der Schüler (Menschenrechte, Grundgesetz) andererseits ergeben. Das Schulfach Latein bezeichnete er als „Schlüselfach der europäischen Tradition“. In lateinischer Sprache haben sich fast alle Völker Europas bis ins 17. Jahrhundert verständigt, Latein war seit etwa 500 n. Chr. zwar niemandes Muttersprache mehr, aber die Zweitsprache aller Gebildeten und die Sprache unzähliger Urkunden und Texte aller Art. Das ist erst durch den erstarkenden Nationalismus nach dem Dreißigjährigen Krieg verloren gegangen. Die Texte des Westfälischen Friedens (1648) waren noch lateinisch abgefasst. Latein wurde gerade in den osteuropäischen Ländern (z. B. Polen und Ungarn) noch bis ins 19. Jahrhundert für politische Texte verwendet.

Fuhrmann war keineswegs nur „Apologet“ oder Besitzstandswahrer einer führenden Rolle der Altertumswissenschaft und des altsprachlichen Unterrichts. Er galt in den eigenen Reihen zunächst eher fast als „*enfant terrible*“, weil er die Mauern der Latinistik und Gräzistik aufstieß. Grundsätzlich sollte alles, was in lateinischer

Sprache geschrieben ist, ob im Altertum, im Mittelalter oder in der Gegenwart, Gegenstand des Lateinunterrichts und der lateinischen Philologie sein können. Die von der Klassischen Altertumswissenschaft eingeführte Beschränkung auf das „Guckloch Antike“ hat er wissenschaftstheoretisch und praktisch aufgegeben. So gilt er zu Recht als „konservativer Reformator“.

Manfred Fuhrmann war seit 1954 verheiratet. Er hinterlässt seine Frau EVA, eine ebenbürtige Lebenspartnerin, die ebenfalls in der Wissenschaft hervorgetreten ist, u. a. eine Cicero-Biographie des bedeutenden französischen Philologen PIERRE GRIMAL ins Deutsche übertragen hat, die ihn oft auf Kongressen und Vortragsreisen begleitet hat. Am Mittwoch, dem 12. Januar 2005, ist er nach etwa einjährigem längerem Leiden, das ihm das öffentliche Reden erschwerte, im 80. Lebensjahr in seinem Haus in Überlingen (Bodensee)

friedlich entschlafen. Das deutsche Geistesleben verliert mit ihm eine einzigartige, vielseitige, dynamische Persönlichkeit.²

Anmerkungen:

- 1) Der vorliegende Aufsatz ist am Tag nach dem Tod von Manfred Fuhrmann auf Anforderung der Berliner Tageszeitung „Der Tagesspiegel“ unter erheblichem Zeitdruck verfasst worden. Er erschien dort, aus redaktionellen Gründen allerdings erheblich gekürzt und verändert, bereits am 14. Januar 2005 (im Internet abrufbar unter: <http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/14.01.2005/1589719.asp>). Erfreulicherweise übernahm die Pegasus-Onlinzeitschrift des DAV schon wenige Tage später die hier wiedergegebene ursprüngliche Fassung in ihre aktuelle Ausgabe IV/3 (2004). Dort ist der Originaltext auch jetzt noch abrufbar: http://www.pegasus-onlinezeitschrift.de/agora_3_2004_fritsch.html.
- 2) Hingewiesen sei auch auf die „Einführenden Worte zum Vortrag von Manfred Fuhrmann auf dem DAV-Kongress Köln“ in der Rubrik „Varia“ dieses Heftes.

ANDREAS FRITSCH

Zum Tod von Manfred Fuhrmann

Der emeritierte Ordinarius für Latinistik an der Universität Konstanz MANFRED FUHRMANN ist am 12. Januar 2005 im Alter von 79 Jahren gestorben. Mit ihm verliert die deutschsprachige Geisteswissenschaft einen Gelehrten, der weit über ihre Grenzen hinaus ein Konzept von Bildung nicht nur vertrat, sondern vorlebte, das an der Identität und Kontinuität der europäischen Kultur orientiert war.

Fuhrmann, geboren am 23. Juni 1925 in Hiddesen bei Detmold, wuchs in einem deutsch-niederländischen Elternhaus auf. Bezeichnenderweise war Leiden sein erster Studienort. Auf ein ebenfalls in Aussicht genommenes Musikstudium verzichtete er zugunsten derjenigen Fächerkombination, die sein wissenschaftliches Profil wesentlich prägte: der Verbindung von Klassischer Philologie und Jurisprudenz. Erstere erwies sich dabei als bestimmend: Nach Promotion (1953) und Habilitation (1959) in Freiburg, eben für Klassische Philologie, wurde Fuhrmann 1962 an die Universität Kiel berufen. 1966 folgte er einem Ruf an die neugegründete Universität Konstanz. Er war Mitglied der Heidelberger und der Niederländischen Akademie der Wissenschaften. Wenige Wochen vor

seinem Tod verlieh ihm die Juristische Fakultät der Universität Freiburg die Ehrendoktorwürde.

Neben der frühen Begegnung mit der Jurisprudenz wurde eine zweite interdisziplinäre Verbindung für Fuhrmann prägend: Mit der Berufung nach Konstanz trat er ein in einen Kreis bedeutender Literaturwissenschaftler, von denen zwar jeder eine spezifische disziplinäre Basis hatte, die aber zugleich das Ziel einer fachübergreifenden Theoriebildung verband. Zu nennen sind hier vor allem der Anglist WOLFGANG ISER, der Romanist HANS ROBERT JAUSS, der Germanist WOLFGANG PREISENDANZ und der Slawist JURIJ STRIEDTER. Allesamt in Konstanz tätig, wirkten sie einerseits dort als Initiatoren und Garanten einer hohen literaturtheoretischen Diskussionskultur und bildeten andererseits den Kern der Forschergruppe „Poetik und Hermeneutik“, die sich in regelmäßig an verschiedenen Orten stattfindenden Kolloquien konstituierte und dabei jeweils weitere herausragende Gelehrte hinzuzog. Die „Vorlagen und Verhandlungen“ (so die Untertitel der ersten beiden Bände) wurden, was damals noch eher ungewöhnlich war, in Tagungsbänden publiziert – Fuhrmann ist seit Band 2 (1966),

der das Kolloquium von 1964 dokumentiert, als Autor vertreten, also bereits vor seinem Wechsel nach Konstanz. Heute erscheinen diese Bände als Monumente aus einer Zeit, in der noch Ereignischarakter hatte, was inzwischen inflationäre Auswüchse angenommen hat. Fuhrmanns in seiner Konstanzer Antrittsvorlesung von 1968 erhobene Forderung, Latinistik und Gräzistik sollten sich den Anregungen von Theorie und Methodik der neueren Literaturwissenschaften öffnen, hat ihre Wurzel in seiner Zugehörigkeit zu diesem Kreis und den dort gewonnenen Eindrücken. Heute ist dies – und dafür hat Fuhrmann mit den Weg bereitet – Gemeingut.

Von seiner Beschäftigung mit dem römischen Recht her musste sich ihm der Bereich praktischer Beredsamkeit und rhetorischer Theorie als Forschungsgebiet erschließen. Mit der Rhetorik aber konvergiert seit späthellenistischer Zeit die Poetik; beide können von da an nur noch im Zusammenhang betrachtet werden. An dieser Stelle lässt sich die Verbindung fassen, die zwischen Fuhrmanns Verwurzelung im römischen Recht auf der einen und seiner Beziehung zur modernen Literaturtheorie der Gruppe „Poetik und Hermeneutik“ auf der anderen Seite besteht. Bezeichnend ist der Titel seines Beitrages im gerade schon erwähnten Tagungsband 2: „Obscuritas (das Problem der Dunkelheit in der rhetorischen und literarästhetischen Theorie der Antike)“. Hatte Fuhrmann zunächst mit eher esoterischen Arbeiten das Gebiet der antiken Rhetorik betreten – sie ist berücksichtigt in seiner Habilitationsschrift „Das systematische Lehrbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften in der Antike“ (1960), woraus noch eine Spezialstudie „Untersuchungen zur Textgeschichte der pseudoaristotelischen Alexander-Rhetorik“ (1965) sowie die Edition dieser Schrift (1966) hervorging, so legte er später mit seiner „Einführung in die antike Dichtungstheorie“ (1973) – eine Neubearbeitung erschien 1992 – und dem im Untertitel ebenfalls als Einführung bezeichneten Werk „Die antike Rhetorik“ (1984) Überblicksdarstellungen vor, die große Verbreitung, gerade auch außerhalb der Fachgrenzen, fanden.

Fuhrmanns latinistisches Œuvre seit seiner Freiburger Dissertation bei KARL BÜCHNER

(„Untersuchungen zur Religiosität des Horaz“) ist kaum überschaubar, reicht es doch von frühen Rechtstexten bis zur Literatur der Renaissance. Ein Eindruck von Fuhrmann als Textinterpret lässt sich vielleicht am besten an seinem frühen Aufsatz „Das Vierkaiserjahr bei Tacitus. Über den Aufbau der Historien I–III“ (Philologus 105, 1960) gewinnen. Fuhrmanns bleibende Leistung ist jedoch konzeptioneller Art, indem er die Grenzen des Verständnisses von ‚Römischer Literatur‘ entschieden ausgeweitet hat. Zum einen rückte seine juristische Ausbildung früh die Fachschriftsteller in seine Aufmerksamkeit und verhinderte so die Verengung auf ‚schöne‘ Literatur, zum anderen erschloss er der deutschen Philologie die Spätantike als literarisch-kulturelle Epoche diesseits patristischer Fragestellungen. Von seinem bahnbrechenden Aufsatz „Die lateinische Literatur der Spätantike. Ein Beitrag zum Kontinuitätsproblem“ (Antike und Abendland 13, 1967), der den Zeitraum vom dritten bis zum siebenten Jahrhundert n. Chr. neu definiert, bis zur abschließenden Darstellung „Rom in der Spätantike“ (1994) hat Fuhrmann als Anwalt spätantiker Literatur und als Anreger von Studien zur Spätantike gewirkt, insonderheit auch als Lehrer REINHART HERZOGS.

Zweimal hat Fuhrmann die römische Literaturgeschichte insgesamt dargestellt. 1974 gab er den Band „Römische Literatur“ im „Neuen Handbuch der Literaturwissenschaft“ heraus und versah diesen mit einer ebenso konzisen wie komplexen Einleitung, die von der italischen Geographie und den kulturellen Beziehungen zu Griechenland über die Sozialgeschichte der Schriftsteller bis zum Buchwesen reichte. Bezeichnenderweise beschränkte sich Fuhrmann im Darstellungsteil des Bandes allein auf den Beitrag „Die römischen Fachschriftsteller“.

Seine eigene „Geschichte der römischen Literatur“ erschien erst 1999, wobei er sich – getreu seiner Epocheneinteilung – allein auf die Texte bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. beschränkt. Die Darstellung ist knapp und luzide; das Urteil über Strittiges tendiert zum Konservativen. Intertextuelles Virtuositentum sucht man vergebens, dafür ist der Blick auf politische und gesellschaftliche Zusammenhänge wach und scharf.

Fuhrmann hat seine Gabe zu synoptischer Epochenarstellung und Charaktersynthese zudem in zwei Biographien unter Beweis gestellt. Sowohl „Cicero und die römische Republik“ (1991) als auch „Seneca und Kaiser Nero“ (1997) sind Standardwerke geworden. Nicht von ungefähr gelten die Biographien den beiden wichtigsten lateinischen Prosa-Autoren.

Zur Vermittlungsaufgabe des Philologen gehörte es für Fuhrmann auch, antike Texte durch Übersetzung zugänglich zu machen. Hierüber reflektierte er einerseits in übersetzungstheoretischen Abhandlungen. Vor allem aber trat er selbst als Übersetzer hervor. Die ‚Poetik‘ des ARISTOTELES ist im deutschsprachigen Raum in den letzten beiden Jahrzehnten zweifellos vor allem in seiner Reclam-Übersetzung (1982) rezipiert worden. Für seine Übersetzung sämtlicher Reden CICEROS (7 Bände, 1970-1982) verlieh ihm die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung 1990 den Johann-Heinrich-Voß-Preis. Es sei ihm gelungen (so heißt es im Urkundentext), „die forensische Beredsamkeit deutscher Sprache, soweit diese in ihr entwickelt worden ist, in die Übertragung des lateinischen Textes einzubringen und auf diese Weise dem heutigen Leser ein stilsicheres Bild antiker Rhetorik zu vermitteln“. Durch die Herausgabe und Kommentierung von CHR. M. WIELANDS Übersetzung des HORAZ in der zwölfbändigen Wieland-Ausgabe des ‚Deutschen Klassiker Verlages‘ (Bd. 9, 1986) hat Fuhrmann zudem einen epochalen Übersetzungstext neu erschlossen.

Konsequent – und doch ungewöhnlich für einen Universitätsprofessor – war, dass der Latinist Fuhrmann auch dort Einfluss nahm, wo lateinische Sprache und Literatur heute ihren wichtigsten ‚Sitz im Leben‘ haben: im Lateinunterricht am Gymnasium. Auch hier ging es ihm darum, den klassizistischen Kanon aufzubrechen und durch neue Texte zu erweitern. Zwei Sammlungen sind vor allem zu nennen: „Fälle aus dem römischen Recht“ (1974, mit D. LIEBS) und „Ohrfeigen gegen Barzahlung“ und viele andere Geschichten“ (1976, mit J. KLOWSKI; es handelt sich um Texte von GELLIUS, CAESARIUS V. HEISTERBACH, POGGIO, BEBEL, ERASMUS u. a.). Daneben war Fuhrmann auch Mitautor

eines lateinischen Unterrichtswerkes, der „Nota“ (1976). Im traditionellen Bereich der Schulautoren lehnte er CAESARS ‚Bellum Gallicum‘ als Anfangslektüre mit größter Entschiedenheit ab; die Vermittlung von Ciceros Reden unterstützte er durch eine eigene didaktische Handreichung: „Redekunst am Beispiel Ciceros“ (1997).

Die größte Resonanz erreichte Fuhrmann in seinen letzten Lebensjahren. In Fortführung der Aufsatzsammlung „Brechungen. Wirkungsgeschichtliche Studien zur antik-europäischen Bildungstradition“ (1982) erschienen nun die umfassenden Darstellungen „Der europäische Bildungskanon“ (1999; in erweiterter Neuauflage 2004) und „Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II.“ (2001), die mit wohlwollendem Respekt rezipiert wurden. Der kleine Reclam-Band „Bildung. Europas kulturelle Identität“ (2002) wurde indes zum meistdiskutierten Text, den ein Klassischer Philologe in den letzten Jahrzehnten verfasst hat. Mit nüchterner Knappheit wird darin das Fortwirken des paganen wie des christlichen Erbes der Antike bis zur Gegenwart nachgezeichnet. Die aktuelle Diagnose, dass die „bürgerliche, die kompetitive Gesellschaftsform“ nach dem Zweiten Weltkrieg einer „nivellierten Massen- und Erlebnisgesellschaft“ Platz gemacht habe, ließe sich leicht als resignativer Rückblick eines Mannes missverstehen, der alles hinschwinden sieht, wofür er eintrat und was er selbst verkörperte. Fuhrmanns Diagnose dringt aber auf Prinzipielles: Eine Kultur, die sich ausschließlich den Standards der Naturwissenschaften und der Soziologie ausliefert, entäußert sich der Fähigkeit zu „historistischer Hermeneutik“, wie sie das Verständnis jeden Individuums verlangt. Mit dem Verlust europäischer Bildung verschwindet der Mensch als Person.

Einen, wenn nicht gar den wichtigsten biographischen Einfluss auf seine Entwicklung hat Fuhrmann erst in seinem letzten Buch preisgegeben: „Aus der Bahn geworfen. Die Stationen des jüdischen Theatermannes Hans Kaufmann“ (2003). Fuhrmann rekonstruiert darin das Leben eines 1876 in Berlin geborenen Regisseurs, der nach einer leitenden Funktion am neugegründeten Deutschen Opernhaus in Berlin-Charlottenburg

die Intendanz am Landestheater in Braunschweig und später am Stadttheater in Bern übernahm. 1931 nach Deutschland zurückgekehrt, geriet der getaufte Jude zunächst in die Ächtung und dann in die stets schärfer werdende Verfolgung durch das NS-Regime. 1941/42 wurde Kaufmann von Manfred Fuhrmanns seit 1939 verwitweter Mutter, die mit Kaufmanns Frau befreundet war, unter großem Risiko für sich und ihre fünf Kinder in ihrem Haus in Hiddesen aufgenommen, ehe er denunziert und nach Theresienstadt deportiert wurde. Kaufmann überlebte drei Jahre KZ-Torturen, und konnte nach 1945 sogar für kurze Zeit die Leitung des Detmolder Theaters übernehmen, doch wurde ihm bis zu seinem Tod 1957 nie angemessene Entschädigung oder auch nur Anerkennung zuteil. Fuhrmanns bio-

graphische Spurensuche stiftet diesem Leben nun ein bleibendes Gedächtnis. Das Buch lässt nur zwischen den Zeilen ahnen, wie sehr die Erfahrung von klagloser Haltung, familiärer Zivilcourage und geteilter Clandestinität den damals Sechzehnjährigen geprägt haben muss. Doch an einer Stelle wird deutlich, was Bildung für Fuhrmann im letzten bedeutet haben muss: Kaufmanns briefliche Äußerung, er habe in Theresienstadt durch festen Willen und „Glauben“ überlebt, interpretiert Fuhrmann, da Kaufmann allem Anschein nach religiös nicht gebunden war, als „Glauben an die Humanität und die Kultur“.

THOMAS POISS – WOLFGANG RÖSLER
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Klassische Philologie

Bericht zur Lage des altsprachlichen Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland

(vorgelegt auf der Vertreterversammlung am 27. 02. 2005 in Fulda)

Berichtsjahr 2003/2004

Prolegomena

Zunächst sind Worte des Dankes angesagt. Mein Dank gilt zum einen den Landesvorsitzenden für ihre Mühe und nahezu durchweg prompte Beantwortung der erbetenen Angaben. Dies ist schon alleine deswegen nicht selbstverständlich, weil in den letzten Monaten in mehreren Landesverbänden die Vorsitzenden gewechselt haben und die neuen *collegae* sich in die Thematik haben einarbeiten müssen.

Mein Dank gilt aber auch meiner Mitstreiterin Frau WITT-BAUHARDT, ohne deren Hilfe es mir nicht möglich wäre, die übernommene Aufgabe zu leisten.

Der Fragebogen ist in einigen Punkten im Vergleich zum Vorjahr überarbeitet worden. Diese Änderungen scheinen sich bewährt zu haben ebenso wie der Weg der „elektronischen“ Post, sind doch von 15 (von insgesamt 16) Landesverbänden die Daten per *mail* an uns geschickt worden.

Im Folgenden werden Schwerpunkte der Entwicklung dargelegt.

Schülerzahlen

Grundsätzlich ist Anlass zur Freude: Zum drittenmal hintereinander sind die Zahlen der Latein-Schülerinnen und Schüler auch im Jahr 2003/2004 wieder deutlich gestiegen. Nach den Angaben des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden haben bundesweit ca. 3,8 Prozent mehr Schülerinnen und Schüler das Fach Latein gelernt. Das bedeutet eine Steigerung um 25.029 auf die Gesamtzahl von 679.045 (Zum Vergleich die Zahlen seit 2001/2002: Steigerung um 1,4% = + 8.500, 2002/2003: Steigerung um 4,3% = 26.894) Dass es sich dabei um einen „echten“ Zuwachs handelt, zeigen die Zahlen der Quote (in Prozent) anteilig an der Gesamtzahl der Schülerinnen und Schüler an den allgemeinbildenden Schulen in der Bundesrepublik Deutschland: 2001/02 = 6,21%, 2002/03 = 6,35%, 2003/04 = 6,98%. (*nota bene*: Das ist der höchste Prozentsatz seit dem Jahre 1990.)

Dabei ist besonders bemerkenswert: In den alten Bundesländern haben die Gymnasien die Schülerzahl erhöht (in der Sekundarstufe I

um 0,2%, in der Sekundarstufe II um 2,4%: in summa von 2.296.724 auf 2.316.263), wogegen in den neuen Bundesländern ein Rückgang um ca. 4,45% (von 485.278 auf 465.811) zu vermelden ist (auf dieses Phänomen wurde bereits in den letzten Berichten hingewiesen). Auf Latein bezogen bedeutet das, dass zum einen der Zuwachs an Lateinschülern gemessen am Gesamtschülerzuwachs wiederum überdurchschnittlich ausfällt. Zum anderen ist selbst bei denjenigen von den östlichen Bundesländern, die bezogen auf die Lateinschülerzahlen ein Minus aufzuweisen haben (Sachsen -1,5%, Sachsen-Anhalt -2,25%), dieses Minus geringer als der allgemeine Rückgang der Schülerzahlen.

Hinweis: Auch die Zahlen im Folgenden bedeuten Quoten in Prozent, bezogen auf die Gesamtzahl der Schülerinnen und Schüler an allgemeinbildenden Schulen.

Zu **L a t e i n I**: Bundesweit leicht ansteigend: waren es in den Jahren 1999 bis 2001 jeweils 0,16%, im Jahr 2002 0,17%, so sind für 2003 nunmehr 0,18% zu verzeichnen. Dabei ist festzuhalten, dass sich die Steigerung auf nahezu alle Bundesländer erstreckt. Da aber die absoluten Zahlen zugenommen haben (vgl. oben), bedeutet dies auch eine Steigerung der Zahl der Latein I-Schülerinnen und Schüler. Konkret haben in der 5. Klasse 17.283 (zum Vergleich: 2001: 16.300, 2002: 16.597) Schülerinnen und Schüler mit Latein begonnen, wovon 15.843 (im Vorjahr 15.282) auf die alten und 1.440 (im Vorjahr 1.315) auf die neuen Bundesländer entfallen.

Zu **L a t e i n II**: Auch hier ist eine Steigerung zu verzeichnen: 1,08% für 1999, 1,11% für 2000, 1,19% für 2001, 1,28% für 2002, 1,31% für 2003.

L a t e i n III: Hier lauten die Zahlen 1,17% für 2000, 1,23% für 2001, 1,28% für 2002 und 1,33% für 2003.

Auch die Zahlen in der Sekundarstufe II sind (in geringem Umfang) wiederum gestiegen: Die Zahlen für die letzten vier Jahre (hier: Klassenstufe 12) lauten: 0,3% für 2000, 0,29% für 2001, 0,32% für 2002, 0,33% für 2003.

Besonders erfreulich ist, dass im Fach **G r i e c h i s c h** die Zahlen zum zweiten Mal hinter-

einander gestiegen sind: War im Jahr 2001 die Gesamtzahl von 13.192 aus dem Jahr 2000 auf 12.837 zurückgegangen, war für das Jahr 2002 mit 13.280 eine Steigerung im Vergleich zum Jahr davor in Höhe von ca. 3,4% zu verzeichnen (mit dieser Zahl war sogar das Jahr 2000 übertroffen), so sind die Zahlen für 2003 nochmals um ca. 4,2% auf 13.841 gestiegen. Die (Gesamt-)Zahlen lauten: 0,132% für 2000, 0,130% für 2001, 0,136% für 2002, 0,142% für 2003.

Differenziert stellen sich die Zahlen für Griechisch in Klasse 9 wie folgt dar: 0,03% für 2000, 0,033% für 2001, 0,032% für 2002, 0,034% für 2003. Auffällig ist, dass z. B. in Baden-Württemberg mit 9%, in Niedersachsen mit 10%, in Hamburg mit 17%, in Berlin mit 22,5% und in Sachsen mit über 32% die Steigerung besonders deutlich ausfällt, wohingegen in Nordrhein-Westfalen, in Rheinland-Pfalz, in Schleswig-Holstein und in der Mehrzahl der östlichen Bundesländer die Zahl der Griechischlernenden zurückgegangen ist.

Bemerkenswert ist, dass in der Sekundarstufe II (Klasse 12) zum ersten Mal seit 1993 die Zahlen leicht gestiegen und damit auf dem Niveau von 2001 sind. Die Prozentzahlen für Griechisch in Klasse 12 lauten: 0,016% für 2000, 0,015% für 2001, 0,014% für 2002, 0,015% für 2003.

Vorbemerkungen zum Folgenden:

1. Zu den folgenden Punkten, die in der Abfolge des Fragebogens gegliedert sind, konnten die Bundesländer Bremen und Hamburg keine Angaben machen.

2. Der Föderalismus in der Bundesrepublik Deutschland zeigt sich bekanntlich in besonderem Maße in der Bildungspolitik. Das bedeutet, dass auf die Fülle der Details, in denen sich Bundesland von Bundesland unterscheidet, in dem vorliegenden Bericht nur ausnahmsweise eingegangen werden kann.

3. Für die östlichen Bundesländer ist durchweg zu beachten, dass durch die demographische Entwicklung (dramatisch abnehmende Schülerzahlen) in vielen Punkten spezifische Probleme bestehen.

1. Stellung für Latein/Griechisch in der Fremdsprachenfolge

Im Wesentlichen hat sich die Situation bundesweit kaum geändert. Es gibt in jedem Bundesland Schulen, die ab der 5. Klasse Lateinunterricht anbieten. Schwerpunkt sind eindeutig die süddeutschen Bundesländer. Dabei ist die Zahl der Schulen, die alternativ zu Latein eine moderne Fremdsprache (weit überwiegend Englisch, v. a. im süddeutschen Bereich hin und wieder Französisch) anbieten, erheblich größer als die Zahl derer, die „rein altsprachlich“ in der 5. Klasse beginnen. Festzuhalten ist, dass durch die Einführung von G-8 (fast alle Bundesländer haben die Verkürzung der Schulzeit bereits eingeführt oder einen festen Zeitpunkt dafür benannt) das Lateinische in Form der zweiten Fremdsprache von Klassenstufe 7 auf Klassenstufe 6 vorrückt. Formen nach dem sog. Biberacher Modell (dort werden 5 Stunden Latein und 3 Stunden Englisch ab Klasse 5 angeboten) scheinen, wo immer sie eingeführt werden, für das Fach Latein positive Auswirkung zu haben. Eine weitere allgemeine Tendenz zeichnet sich in dem Trend ab, den Beginn des Fremdsprachenlernens in die Grundschule zu verlegen. Inwieweit sich dies auf die Alten Sprachen – v. a. auf Latein – auswirken wird, wird die Zukunft zeigen müssen. Es ist durchaus zu erwarten, dass die Nachfrage nach Latein in Zukunft noch mehr wachsen könnte. Denn wenn Englisch bereits in der Grundschule begonnen wird, käme es nicht mehr zur „Konfliktsituation“ bei der Wahl der „ersten“ (gymnasialen) Fremdsprache.

Inwieweit durch Änderungen in der Schulstruktur die Situation der Alten Sprachen und damit die Stellung von Latein und Griechisch in der Fremdsprachenfolge beeinflusst wird, wird die Zukunft zeigen.

2. Lehrerzahlen

Was sich in den Berichten der Landesvorsitzenden vom vergangenen Jahr abgezeichnet hat, bestärkt sich in diesem Jahr deutlich. In der Mehrzahl der Bundesländer wird ein mitunter „eklatanter“ Bedarf (so z. B. in Baden-Württemberg) festgestellt. Die Gründe, die angeführt werden, sind

unterschiedlicher Art: Mangel wegen gestiegenen Bedarfs (z. B. Biberacher Modell), Mangel wegen zu geringer Nachwuchszahlen, Mangel wegen Abwanderung in westliche Bundesländer. In vielen Fällen spielt die Altersstruktur eine große Rolle: Der Bedarf, der durch Pensionierungen entsteht, kann durch Neueinstellungen junger Lehrkräfte nicht gedeckt werden. Daher werden in einigen Bundesländern Maßnahmen zur Nachqualifizierung von Lehrkräften durchgeführt (z. B. Rheinland-Pfalz, Sachsen-Anhalt, Schleswig-Holstein) bzw. sind im Gespräch (z. B. Berlin-Brandenburg).

Für das Jahr 2003 sind bundesweit 267 (davon 165 Frauen) *candidati* mit bestandenem zweiten Staatsexamen im Fach Latein und 23 (davon 16 Frauen) im Fach Griechisch zu vermelden. (Die Vergleichszahlen mit dem Vorjahr betragen 238 (126 Frauen) in Latein, 26 (14 Frauen) in Griechisch).

Damit ist im Fach Latein eine Steigerung von ca. 12%, im Fach Griechisch dagegen ein leichter Rückgang zu verzeichnen.

Was diese Zahlen bedeuten, mag ein Blick auf die Zahlen der Studienreferendarinnen und Studienreferendare im Land Nordrhein-Westfalen aus dem Jahr 2000 verdeutlichen: Damals waren allein in diesem Bundesland im Fach Latein mit 240 Personen fast so viele zu vermelden wie drei Jahre später bundesweit.

Der Mangel an Lehrkräften in den Alten Sprachen ist insoweit besonders schmerzlich, als (mindestens) drei Aspekte zusammenkommen, die die Nachfrage verstärken: Nach wie vor ist der Anteil an den Pensionierungen bei den Altphilologen besonders hoch, so dass in großem Umfang Ersatzbedarf besteht (vgl. zu Details die Synopse). Zum anderen steigen die Schülerzahlen – zumindest auf dem Gymnasium – noch weiter. Zum Dritten scheint vielerorts das Fach Französisch als Alternative zu Latein zunehmend zurückgedrängt zu werden.

Insgesamt gilt als „*ceterum censeo*“: „eine solide mittel- und langfristige Personalplanung hat sich bundesweit offensichtlich noch nicht durchgesetzt.“ (FORUM CLASSICUM 2/2003, 92).

3. Besonderheiten in der Stellung von Latein/Griechisch in der Oberstufe

Der bereits im letztjährigen Bericht angedeutete Systemwandel weg von dem Kurssystem mit Leistungs- und Grundkursen – Baden-Württemberg ist diesen Weg ja bereits gegangen – scheint langsam „um sich zu greifen“ (z. B. Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt). Dabei reicht das Spektrum der Diskussion von „Profiloberstufe“ (z. B. in Niedersachsen) bis hin zu „Oberstufenzentren“ (z. B. Schleswig-Holstein). Welche Konsequenzen dieser Systemwandel letztlich für die Alten Sprachen bedeuten wird, lässt sich – wie so vieles – nicht absehen.

4. Lehrpläne

Dieses Thema lässt sich durch zwei Tendenzen beschreiben: Zum einen werden in vielen Bundesländern die Lehrpläne für G-8 überarbeitet (z. B. Bayern, Saarland). Zum anderen veranlasst die Einführung des Zentralabiturs eine Revision der Lehrpläne (z. B. Berlin-Brandenburg, Hessen).

5. Entwicklungen und Tendenzen in der Schulpolitik (seit/ab wann G-8? Zentralabitur?)

War die bildungspolitische Diskussion in der Bundesrepublik noch im vergangenen Jahr durch einen „Nach-PISA-Nebel“ gekennzeichnet, so schälen sich mittlerweile zwei Tendenzen bundesweit klar heraus:

- Die Verkürzung der Schulzeit ist in fast allen Bundesländern bereits eingeführt oder ihre Einführung beschlossene Sache. Lediglich in Rheinland-Pfalz (dieses Bundesland hat als einziges bislang am Gymnasium eine 8,5-jährige Schulzeit) und in Schleswig-Holstein sind entsprechende Beschlüsse (noch) nicht gefasst. Die Einführung von G-8 bedeutet zugleich den Beginn der zweiten Fremdsprache in der 6. Jahrgangsstufe.
- Fast überall ist mit G-8 die Einrichtung bzw. die Einführung des Zentralabiturs verbunden.

Darüber hinaus wird deutlich, dass der Gedanke der Vergleichbarkeit, der Standards (dazu vergleiche die Einführung der Bildungsstandards für den Mittleren Schulabschluss) eine immer größer werdende Rolle spielt. Ziel ist, dass in

einigen Jahren bundesweite Vergleichsarbeiten geschrieben werden können.

6. Situation in der ersten Phase der Lehrerbildung: Studium (Abschlüsse etc.)

Erfreulicherweise vermelden einige Bundesländer steigende Studierendenzahlen (z. B. Baden-Württemberg, Mecklenburg-Vorpommern, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz). Beherrscht wird die Diskussion in vielen Bundesländern von der Frage der Umstrukturierung der Studiengänge nach dem Bologna-Protokoll, also der Einführung von Bachelor- bzw. Master-Studiengängen. Aber auch in dieser Frage ist vieles im Unklaren.

7. Situation in der zweiten Phase der Lehrerbildung: Referendariat

In mindestens der Hälfte der Bundesländer ist bzw. wird die zweite Phase der Lehrerbildung umstrukturiert. Dabei zeichnen sich folgende Tendenzen ab:

- In mehreren Bundesländern ist eine Verkürzung des Referendariats geplant (z. B. Berlin-Brandenburg, Rheinland-Pfalz, Sachsen).
- Damit geht einher, dass Teile der Ausbildung auf Praktika, die während des Studiums absolviert werden müssen, verlagert werden (z. B. Berlin-Brandenburg, Rheinland-Pfalz, Sachsen).
- Die Struktur der Studienseminare wird aufgelöst und durch „Modularisierung“ ersetzt (z. B. Hessen, Schleswig-Holstein). Dabei gilt für Schleswig-Holstein, dass durch die Modularisierung die Theorie von der Praxis getrennt wird.

Es scheint auch bei diesem Punkt zu gelten, dass das meiste dessen, was angeschoben ist, zu hastig und zu wenig durchdacht auf den Weg gebracht worden ist.

8. Situation im Bereich Lehrerfortbildung: Schwerpunkte? Wer führt die Fortbildung durch? Finanzierung?

Es fällt auf, dass in den südlichen Bundesländern Baden-Württemberg und Bayern nach wie vor regelmäßige Fortbildungen – und zwar sowohl zentral als auch regional – abgehalten werden.

In vielen anderen Bundesländern ist die Situation erheblich schwieriger. Vielfach werden die Mittel für Fortbildung drastisch gekürzt (z. B. Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein). Damit dennoch die von den *collegae* vielfach dringend gewünschten Fortbildungen durchgeführt werden können, engagiert sich der DAV durch z. T. erhebliche finanzielle Aufwendungen, so dass Staat und Verband die Geldgeber sind. Teilweise unterstützen außer dem DAV andere Einrichtungen fachspezifische Fortbildung (z. B. in Berlin-Brandenburg Museen und Verlage). In manchen Bundesländern sollen künftig Fortbildungen von externen Anbietern zur Verfügung gestellt werden (z. B. Hessen, Schleswig-Holstein).

Inhaltliche Schwerpunkte sind v. a. die jeweils „neuen“ Fragen: z. B. Latein ab Klasse 6 und Griechisch ab Klasse 7 in Niedersachsen, Implementierung der neuen Lehrpläne in Sachsen.

diversa

a) Wie bereits angekündigt, sind nunmehr auch für die Alten Sprachen Griechisch und Latein die neuen EPAs erstellt. Sie können m. E. insgesamt als gelungen bezeichnet werden, da sie Bewährtes mit neuen Formen der Aufgabenstellung in der Interpretationsaufgabe verbinden. Besonders zu vermerken ist, dass die Anforderungen im Sprachlichen im Vergleich zu den „alten“ EPAs keineswegs niedriger geworden sind.

b) Ebenfalls neu sind die Definitionen für Latein und Graecum. Manches ist jetzt genauer geregelt als bisher (z. B. Angabe zum Umfang). Außerdem sind nunmehr Aufgabentypen wie beim Abitur möglich (z. B. zweigeteilte Arbeit: Übersetzung und Interpretation im Verhältnis von – mindestens – 2 : 1). Es gibt keine Aussage mehr über die Anzahl der Jahre des notwendigen aufsteigenden Pflichtunterrichts. Das hat mit der Einführung von G-8 bzw. mit der unterschiedlichen Profilbildung in manchen Bundesländern zu tun. Stattdessen ist eine klare inhaltliche Definition der Anforderungen gegeben.

c) Zur Stärkung der Alten Sprachen werden in vielen Bundesländern Wettbewerbe für Schülerinnen und Schüler durchgeführt, die vielfach vom jeweiligen Landesverband des DAV, in erfreulich vielen Fällen aber auch von anderen Einrichtungen (z. B. Stiftungen in Baden-Württemberg und Bayern) getragen werden. Auch der Bundeswettbewerb Fremdsprachen scheint zunehmend bei den Altsprachlern auf Interesse zu stoßen. Selbst beim *certamen Arpinum* gelingt es mittlerweile deutschen Schülerinnen und Schülern vorder(st)e Plätze zu erringen.

RAINER SCHÖNEICH,
Landesvorsitzender des DAV in Schleswig-Holstein, im Bundesvorstand zuständig für die Auswertung der Berichte aus den Landesverbänden

Die Fédération Internationale des Associations d'Études Classiques (FIEC)

1. Zur Entstehung und Zielsetzung der FIEC

Die FIEC wurde 1948 mit Unterstützung der UNESCO als Dachverband von 15 wissenschaftlichen Gesellschaften Westeuropas und eines amerikanischen Philologenverbandes gegründet. Ziel war die Förderung der Studien zur griechisch-römischen Antike im weitesten Sinne. Vorrangig war damals die Wiederherstellung der internationalen Zusammenarbeit der Gelehrten, die durch den 2. Weltkrieg ein Ende gefunden hatte.

Nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Diktaturen gehören auch Gesellschaften osteuropäischer Länder zur FIEC. Inzwischen

sind auch weitere Kontinente vertreten: Australien und Neuseeland unter dem Einfluss der Gelehrtentradition Großbritanniens, Lateinamerika unter dem Einfluss Spaniens und Portugals, Afrika vor allem durch Senegal und Nigeria als frühere Kolonialgebiete Frankreichs und Englands, Asien durch die Türkei, Japan und Südkorea. Mit der Vielzahl der Gesellschaften (z. Z. 82) bekommen die Bemühungen um die griechisch-römischen Antike und um deren Rezeptionsstadien universellen Charakter.

Inzwischen haben sich immer mehr Gesellschaften der FIEC angeschlossen, die sehr

spezielle Gebiete erforschen: Griechische und römische Inschriften, antike Rechtsgeschichte, Papyrus-Kunde, griechisch-lateinische Patristik, griechische Vasenmalerei und neulateinische Studien usw. Die Forschungsbemühungen der Spezialisten werden von der FIEC und den Gesellschaften mit eher herkömmlichen Forschungsgebieten sehr beachtet und als wesentliche Bereicherung empfunden. Als Dachverband macht die FIEC immer wieder die Interdependenz aller Disziplinen bewusst, leistet eine bedeutsame Koordinationsarbeit und betont auch den universellen Charakter der wissenschaftlichen Bemühungen in ihrer Verbandsstruktur.

2. Zur Organisation der FIEC

Die Führungsspitze der FIEC besteht aus dem Präsidenten, dem Generalsekretär und dem aus 7 Mitgliedern bestehenden Vorstand. Wahlen für die genannten Ämter werden jeweils 2 bis 3 Jahre nach dem letzten FIEC-Kongress und stets in einem anderen Land abgehalten, und zwar nach einem komplizierten Rotationsprinzip, zu dessen Kriterien u. a. wissenschaftliche Geltung, Nationalität, Fachausrichtung und bereits für die FIEC ausgeübte Ämter zählen. Wahlinstanz ist die Generalversammlung, zu der die der FIEC angehörenden Verbände Delegierte entsenden. Der Präsident, dessen Amtszeit 5 Jahre beträgt, beruft gemeinsam mit dem Vorstand den Generalsekretär, leitet das Internationale Organisationskomitee (das z. B. Kongress Themen festsetzt und die Redner auswählt, die speziell eingeladen werden) und leitet den in seine Amtszeit fallenden FIEC-Kongress. In den Jahren 1997-2002 übte unser DAV-Mitglied PROF. C. J. CLASSEN das Amt des Präsidenten aus und leitete u. a. den eindrucksvollen FIEC-Kongress in Kavala/Griechenland.

Die Amtszeit des jeweiligen Generalsekretärs wurde aus pragmatischen Gründen durch dessen mehrfache Wiederwahl verlängert. Als bewährter Generalsekretär wurde PROF. F. PASCHOUD Rekordhalter mit einer Amtszeit von 30 Jahren (1974-2004). Zu seinem Aufgabenbereich gehörte u. a. auch die Einflussnahme auf die von der UNESCO der FIEC (über die intermediäre Organisation CIPSH) gewährte finanzielle Unter-

stützung für *l'Année Philologique*, *Thesaurus linguae Latinae* und *Supplementum Epigraphicum Graecum*. Prof. Paschoud verfügte über ein Erfahrungspotential, das den reibungslosen Ablauf der immer komplizierter werdenden vielfältigen Verwaltungsaufgaben und auch Kontinuität des Bewährten verbürgte.

In der Generalversammlung der FIEC in Ouro Preto/Brasilien vom 23. und 24. 8. 2004 wurde PROF. H. v. STADEN (Institute for Advanced Study, Princeton/USA) zum neuen Präsidenten und PROF. PAUL SCHUBERT (Gräzist an der Universität Genf) zum neuen Generalsekretär gewählt. Die nächste Generalversammlung der FIEC wird im Jahre 2007 in Barcelona stattfinden, der nächste FIEC-Kongress im Jahre 2009 in Deutschland. Er wird von der Mommsen-Gesellschaft veranstaltet. Zum Vorsitzenden der Arbeitsgruppe, die den Kongress zu organisieren hat, ist PROF. M. HOSE (Universität München) ernannt worden. Die Wahl des Kongressortes (Berlin oder München) steht noch aus.

Zur Relevanz der FIEC für den DAV und die Altphilologen im Schuldienst: Das Hauptanliegen der FIEC, die Förderung der Studien zur Antike und zu deren Rezeptionsstadien im weitesten Sinne, beschränkt sich nicht nur auf den wissenschaftlichen Bereich. Die Dachorganisation beobachtet die praktischen Möglichkeiten der Beschäftigung mit der Antike in Ländern, die den Unterricht in den Fächern Latein und Griechisch zu behindern versuchen, und unternimmt auf verschiedenen politischen Ebenen Schritte zum Schutz unseres gemeinsamen Anliegens. Hierbei spielt das Prestige der UNESCO eine wesentliche Rolle. Die weltweite Förderung der Bemühungen um die Antike unterstützt letztlich auch unser Tun – auch im Sinne einer Argumentationshilfe bei der Rechtfertigung des altsprachlichen Unterrichts, wenn Studien zur Antike in so vielen Ländern für wertvoll und förderungswürdig gehalten werden. Die FIEC-Kongresse als Umschlagplätze für weltweite und vielfältige Forschungsergebnisse in unseren Fächern können interessierten Altphilologen Einblick in den aktuellen Forschungsstand bzw. in die neuesten wissenschaftlichen Fragestellungen geben.

3. Der Kongress der FIEC in Brasilien 2004

Der 12. Kongress der FIEC fand in OURO PRETO, Minas Gerais, Brasilien, vom 23. – 28. 8. 2004 statt. An der Gestaltung des Kongresses beteiligten sich mehrere brasilianische Universitäten. Tagungsstätte war das modern und großzügig ausgestattete Kongresszentrum in Ouro Preto, der ehemaligen aufgrund bedeutender Goldfunde wohlhabenden Hauptstadt des Staates Minas Gerais. Heute zählt die malerische kleine Bergstadt zum UNESCO-Kulturerbe. Neun prächtige Barock-Kathedralen, auf Bergkuppen errichtet, überragen die in Tälern und auf Höhen gelegenen Stadtbezirke.

Im Unterschied zu den beiden letzten FIEC-Kongressen in Kanada und Griechenland beschränkte sich das brasilianische Kongressprogramm nicht auf die Antike und die Spätantike, sondern berücksichtigte auch die Antikerezeption in Südamerika und Europa. Von den insgesamt 340 gehaltenen Vorträgen befassten sich 73 mit Rezeptionsfragen.

Im Gegensatz zu früheren Kongressen gab es keine Beiträge zu Fragen der Ästhetik sprachlicher Kunstwerke und zu Stilanalysen. Es dominieren politisch-gesellschaftlich orientierte Fragestellungen zum Verhältnis von Literatur und staatlicher Macht, zu Bürgerrechten, zu Wirtschaft und Gesellschaft und zu philosophischen Grundfragen. Hier könnten Grunderfahrungen der Südamerikaner angesichts diktatorischer Regime, schroffer Klassengegensätze und Ausbeutung der Schwächeren mitsprechen.

Die Vorträge wurden nicht nur von den eigentlichen Kongressteilnehmern (Universitätslehrer aus vielen Ländern Europas und aus Süd-, Mittel- und Nordamerika) besucht, sondern auch von zahlreichen Studenten brasilianischer Universitäten, die sich als disziplinierte und engagierte Zuhörer erwiesen. Vortragssprachen waren das Portugiesische, Englische, Spanische und Französische.

Im folgenden soll auf zwei aufschlussreiche Vorträge hingewiesen werden:

GEORGES ROUGEMONT, Prof. der Universität 2, Lyon, hat sich schon viele Jahre mit der Orakelüberlieferung befasst, u. a. mit den Funden im Orakelheiligtum des Zeus und der Diona in

Dodona (Epirus). Es handelt sich dort um ca. 200 kleine Bleiplättchen, auf denen die Ratsuchenden ihre Fragen an das Orakel eingraviert haben (erhaltene Bleiplättchen mit Antworten des Orakels sind sehr selten). Die profunden und feinsinnigen Untersuchungen in schriftlichen und literarischen Quellen, dargestellt in dem Vortrag „*Les oracles grecs recouraient-ils habituellement à l'ambiguité volontaire?*“ haben folgendes ergeben:

Mehrdeutige Antworten der befragten Orakel gibt es niemals bei den Inschriften, niemals bei XENOPHON, niemals bei den Rednern, selten bei den Tragikern, nicht bei THUKYDIDES (scheinbare Ausnahmen werden erläutert). Die mehrdeutigen Orakelauskünfte finden sich vor allem bei HERODOT. Von den ca. 100 zitierten Orakelbescheiden aus Delphi und anderen Orakelstätten sind weniger als 20 mehrdeutig – zwecks Erhöhung der literarischen Wirkung oder aufgrund apologetischer Tendenzen. Mehrdeutige Orakelbescheide finden sich vor allem bei den kaiserzeitlichen Schriftstellern, z. B. PLUTARCH und PAUSANIAS. Hier dienen mehrdeutige Orakelsprüche der Spannungserhöhung oder der amüsanten Unterhaltung des Lesers. Die eingangs vom Verfasser gestellte Frage, ob die griechischen Orakelbescheide tatsächlich üblicherweise Mehrdeutigkeit anstrebten, muss negiert werden.

PROF. K. RAAFLAUB (Brown University, Providence R.I., USA) überprüfte in seinem Vortrag „*Augustus and the Restoration of Liberty in Rome*“ die Bedeutung und Funktion eines für das Prinzipat wichtigen politischen Konzeptes mit Hilfe von Inschriften, Münzprägungen und literarischen Quellen. Ausgangspunkt für diese Untersuchung ist die Selbstdarstellung des AUGUSTUS im *Monumentum Ancyranum* und deren bisherige Interpretation. In einer faszinierenden durch Nutzung der verschiedenen Quellenarten immer wieder abgesicherten Argumentationskette kommt Raaflaub im Gegensatz zu den weniger fundierten Untersuchungen seiner Kollegen zu einer sehr realistischen Bewertung: Augustus hat in seiner Propaganda (wie schon zuvor CAESAR) den Aufstieg zur Alleinherrschaft als Kampf für die Befreiung der *res publica* von der Unterdrückung durch eine senatorische *factio* dargestellt, dann

aber (wie auch seinerzeit sein Adoptivvater) den Begriff *libertas* gänzlich aus seiner Propaganda und Selbstdarstellung gestrichen. Den Grund für die Änderung der früheren Taktik sieht der Verfasser darin, dass Octavian von vornherein entschlossen war, seinen Machtanspruch unter Ausschaltung der senatorischen *factio* ein für allemal durchzusetzen. „*Libertas*“ dagegen hätte Hoffnungen wecken können, die über das hinausgingen, was Augustus zu tolerieren gewillt war.

Die festliche Schlussveranstaltung des 12. FIEC-Kongresses bestand aus einem eindrucksvollen

Konzert griechischer Musikstücke (vokal und instrumental) auf nachgebauten antiken Instrumenten und unter Berücksichtigung überlieferter Notenschriften. Das Ensemble KÉRYLOS aus Paris sang und spielte unter der Leitung von ANNIE BÉLIS (Prof. für Musikwissenschaften am CNRS in Paris) lyrische Partien aus EURIPIDES' Orest und Iphigenie in Aulis, darüber hinaus hellenistische und kaiserzeitliche Pöane und Hymnen u. a. zu Ehren des Apollon und der Musen.

GERHARD HOLK, Hildesheim

Das alte Rom und das moderne Europa Gibt es Lehren aus der Geschichte?*

Seit drei Jahren zahlen wir mit dem Euro. Trotz der – von Politikern immer wieder geleugneten – Verteuerung des Lebens ist das auf dem Weg zur Einigung Europas ein großer Fortschritt, aber erst ein Anfang. In vielen Ländern zahlt man oft mit Dollar, sie sind damit aber nicht Teile der USA. Das neue Europa braucht festere Grundlagen. Da seine Identität nicht auf einer Sprachgemeinschaft beruht, können die Fundamente nur die gemeinsamen historischen Traditionen, die gegenwärtigen Erfahrungen und die Zukunftsvisionen sein. Die Bedeutung der gemeinsamen Vergangenheit für die Zukunft ergibt sich nicht allein daraus, dass die Wurzeln der europäischen Kultur in der Geschichte liegen. Die Kenntnis früherer supranationaler Staaten kann uns wichtige Erkenntnisse über die Voraussetzungen für die Entstehung und den Fortbestand sowie für die Vorzüge solcher staatlicher Ordnungen bieten. Die „Vorbildfunktion“ historischer Parallelen ist dadurch gegeben und nicht etwa aus dem Wunsch, in die Vergangenheit zurückzukehren.

Die Ansicht, dass die Geschichte nur das eine lehre, nämlich, dass die Menschen nichts aus ihr lernen, ist zwar seit HEGEL ein Gemeinplatz. Ob aus der Geschichte Lehren zu ziehen sind oder nicht, entscheidet aber jeder selbst: Lehren gibt es nur dann, wenn man bereit ist, sich belehren zu lassen. Die Geschichte Roms kann uns einen lehrreichen Stoff bieten. Dieser Staat kam zwar nicht durch den freiwilligen Zusammenschluss

der Völker, sondern durch brutale Eroberungskriege zustande. Dennoch hat es nie zuvor und nie danach eine staatliche Ordnung gegeben, in der so viele Völker Europas so fest und so dauerhaft vereint wurden und die zugleich auf einer so hohen Kultur, sogar auf einem so beachtlichen Wohlstand vieler beruhte, wie im *Imperium Romanum*. Unsere Hauptfrage an die Geschichte Roms muss deshalb so lauten: Was hielt diesen Vielvölkerstaat, den in seiner Entstehungsphase die Völker so vehement abgelehnt hatten, Jahrhunderte lang zusammen? Ich möchte mich in diesem Rahmen auf fünf Hauptgründe konzentrieren.

I.

Der bisher wichtigste Schritt auf dem Weg der Einigung Europas war die Schaffung der Währungsunion. Die Wirtschaft spielte im europäischen Einigungsprozess schon früh eine entscheidende Rolle; man denke an seine Anfänge mit der Montanunion. Deshalb beginne ich hier mit den ökonomischen Grundlagen des *Imperium Romanum*. Eine der wichtigsten Entwicklungen der Wirtschaft ist heute ihre Globalisierung, die an Europas Grenzen keinen Halt macht. Auch das *Imperium Romanum* besaß eine Art von globalisierter Wirtschaft. Es war ein einheitlicher Wirtschaftsraum, was dem inneren Frieden, dem hervorragenden Straßennetz, der Sicherheit der Seewege, dem florierenden Fern-

handel, dem heute als große Errungenschaft geltenden Recht auf freie Niederlassung und Arbeitsaufnahme und auch der einheitlichen Währung zu verdanken war. Aufgrund dieser Bedingungen kam ein Wohlstand zustande, an dem zwar sehr viele Menschen nicht beteiligt waren, der aber unter den damals gegebenen Umständen als ein Aufschwung bewertet werden darf, der mit der Entwicklung des Wohlstandes in Europa während des letzten halben Jahrhunderts vergleichbar ist. In den zuvor nur ausgebeuteten Provinzen entfaltete sich eine Prosperität, die den ökonomischen Entwicklungsstand Italiens übertraf. Der noch heute spürbare Glanz römischer Städte nicht nur im Mittelmeerraum, sondern z. B. auch am Rhein und an der Donau macht dies klar. Ohne diese Voraussetzungen wäre der lange Fortbestand des Römischen Reiches kaum denkbar gewesen. Es ist lehrreich, daß die Preise Jahrhunderte lang stabil waren und selbst im Laufe des 3. Jahrhunderts n. Chr. mit seinen krisenhaften Entwicklungen nicht in dem Tempo stiegen, wie wir dies in Europa seit dem Beginn der Euro-Ära zumindest in einigen Bereichen erleben. Das alles kann die Hoffnung nähren, dass die wirtschaftliche Integration in einem supranationalen Staat den Wohlstand mehren und somit eine Grundlage für politische Stabilität sein kann.

Das trifft freilich ebenso wie alle ‚Lehren‘ aus der Geschichte nur dann zu, wenn für die Gesamtkonstellation im jeweiligen Bereich des Lebens alle Koordinaten stimmen. Das Motto des europäischen Einigungsprozesses ließe sich im Rückblick so definieren: Geld über alles. Roms Geschichte lehrt uns aber, dass Geld nicht alles ist. Die Rolle der Wirtschaft als Integrationsfaktor konnte sich in der römischen Welt nur dank der Existenz eines einheitlichen politischen Rahmens entfalten. Die ökonomische Integration war kein Motor, sondern eine Folge des politischen Zusammenschlusses. Einzelne Staaten wie Athen unter PERIKLES erreichten zwar schon früher einen beträchtlichen Wohlstand und erbrachten mit dessen Hilfe großartige Leistungen in Kultur und Politik. Nie zuvor aber zogen so viele Menschen so lange Nutzen aus der Prosperität wie in der Kaiserzeit, obwohl die rein ökonomischen Voraussetzungen hierfür z. T. schon früher gege-

ben waren. Der Stand der Technologie und die Struktur der Produktion waren in den letzten 200 Jahren v. Chr. im Mittelmeerraum, dessen Beherrschung Rom damals mit anderen Mächten teilen musste, ungefähr die gleichen wie später. Die integrierende Kraft einer „globalisierten“ Wirtschaft kam aber erst unter der *pax Romana* zur Geltung. Diese historische Erfahrung nährt den Zweifel, ob Europas Einigung vor allem oder nur durch wirtschaftspolitische Maßnahmen herbeigeführt werden kann.

II.

Die wichtigste Grundlage für die Stabilität des Römischen Reiches war, auch wenn ich sie hier erst an zweiter Stelle erwähne, die seit Kaiser Augustus geschaffene, dauerhafte *supranationale politische Ordnung*. Der Zusammenhalt des Vielvölkerstaates auf Dauer war dank der allgemein anerkannten Autorität der Zentralmacht und dank des einheitlichen Rechtssystems möglich. Ein besonderer Vorzug der Zentralmacht lag in ihrer Fähigkeit nicht nur zum Schutz der *res publica* vor äußerer Bedrohung, sondern auch zu der zumeist friedlichen Regelung regionaler Konflikte innerhalb des Reiches. Ein Gegenbeispiel aus dem Altertum liefert die Geschichte der griechischen Stadtstaaten, die untereinander, trotz ihrer sehr engen Handelskontakte und ihrer gemeinsamen Kultur, immer wieder Kriege führten.

Heutzutage werden die Interessengegensätze zwischen den Völkern Europas, sieht man vom Zerfall Jugoslawiens ab, nicht mehr durch Kriege ausgetragen. Die Europäische Union konnte aber – bisher jedenfalls – die Interessenkonflikte zwischen den Mitgliederstaaten, wenn überhaupt, nur schwer bewältigen; die Ineffizienz gemeinsamer Politik ist nicht selten offensichtlich – selbst wenn die Entwicklungen der jüngsten Zeit in dieser Hinsicht zu mehr Optimismus Anlass geben als die früheren. Man denke nur an die schroffen Geldforderungen einzelner Länder; an die – inzwischen vielleicht überwundene – Unfähigkeit der Gemeinschaft, bei so wichtigen Fragen der Außenpolitik wie das Verhältnis zu den USA einig zu werden; an die Doppelzüngigkeit der Repräsentanten einzelner Staaten angesichts der

Erweiterung der Union etwa durch die Aufnahme der Türkei. Die Doppelzüngigkeit mancher politischer Repräsentanten brachte eine so renommierte Zeitung wie ‚Die Zeit‘ schon vor Jahren dazu, sie als Lügner zu geißeln.

Interessengegensätze gab es freilich auch innerhalb des Römischen Reiches. Kaiser TIBERIUS verglich seinen Auftrag, das Reich zusammenzuhalten, mit der Aufgabe, einen Wolf an den Ohren zu halten. Einzelne Völker schauten aufeinander herab. Zwischen einzelnen Gemeinden kam es oft zu Rivalitäten. Doch bemühten sich die meisten Kommunen eifrig, mit ihren Institutionen und ihrer Architektur „ein kleines Rom“ zu werden. Der Herrscher, nach Empfindung vieler der ‚Vater des Vaterlandes‘, war nicht nur ein Symbol der Reichseinheit, sondern die höchste Autorität, von der erwartet wurde, dass er für das Wohl aller sorgt und somit auch die unterschiedlichen Interessen seiner Untertanen ausgleicht.

Natürlich wird heute niemand daran denken, die Staaten Europas einer monarchischen Zentralmacht mit uneingeschränkten Befugnissen zu unterwerfen. Für das Römische Reich ist aber festzuhalten, dass die ökonomische Integration allein nicht genügte, um die vielen Völker und die rund 2000 Kommunen zusammenzuhalten. Es bedurfte der zentralen Autorität. Diese hat zwar nur selten umfassende Programme entworfen. Auf Herausforderungen reagierte sie jedoch zumeist rasch und konsequent, auf der Basis allgemein akzeptierter Normen. Sie konnte so die divergierenden Interessen zumeist ausgleichen. Ob die Europäische Union es wirklich schaffen wird, auf Dauer eine zentrale Autorität zu etablieren, die es verhindert, dass die europäischen Wölfe sich gegenseitig zerfleischen, steht dahin. Die weit verbreitete Annahme, dass die Wirtschaftsunion quasi automatisch eine politische Integration nach sich ziehen werde, ist eine Illusion. Reguliert die Ökonomie wirklich alles auf eine akzeptable Weise? Hier sei an die *publicani* der Späten Römischen Republik erinnert: Diese Großunternehmer haben zwar beachtliche wirtschaftliche Leistungen vollbracht, Roms Ruf bei den Völkern jedoch ruiniert. Erst die neue, kaiserliche Zentralmacht setzte der Unersättlichkeit

der Wirtschaftsbose Grenzen (der Unersättlichkeit mancher ihrer heutigen Nachkommen setzt dagegen niemand Grenzen).

Diese Zentralmacht hat zugleich die Angleichung der Verhältnisse in den einzelnen Teilen des Reiches gezielt gefördert. Zu ihren Maßnahmen gehörten die Schaffung einer Infrastruktur für Kontrolle, Kommunikation und Verwaltung, die Gründung von Städten, die Ausdehnung des römischen Bürgerrechtes und die Ausbreitung des römischen Rechtssystems. Hinsichtlich der ‚Vorbildfunktion‘ dieser Maßnahmen für die Moderne sei zumindest folgende Bemerkung erlaubt. Die unterschiedlichen Rechtsordnungen der einzelnen Staaten bereiten dem europäischen Einigungsprozess große Probleme. Konkurrierende Rechtsordnungen gab es freilich auch im Römischen Reich. Für römische Bürger galt jedoch überall Roms Recht, neben dem in den Provinzen lokale Rechtssysteme bestanden geblieben sind. Das Recht wurde nicht mit sturem Perfektionismus angewandt. Das Verhältnis zwischen dem römischen und dem lokalen Recht kann als eine auf vernünftige Kompromisse basierte Koexistenz bezeichnet werden. Die Verbindung von Prinzipientreue und Elastizität bei der Anwendung des Rechts war ein ebenso wirksames Integrationsmittel wie die Vergabe des römischen Bürgerrechtes. Ohne eine vergleichbare, übergreifende europäische Rechtsordnung und ohne ein europäisches Bürgerrecht, das den Angehörigen der Union überall in jeder Hinsicht die gleichen Rechte gibt, aber auch ohne die Berücksichtigung nationaler Traditionen und Eigenheiten bliebe die Einigung Europas eine Illusion.

III.

Mit all dem kommen wir zum dritten ausschlaggebenden Faktor, dem die Stabilität des Imperium Romanum zu verdanken war, nämlich zu seiner *V e r w a l t u n g s k u l t u r*. Die Undurchsichtigkeit der gesamteuropäischen Institutionen, die mangelnde Transparenz ihrer Entscheidungsmechanismen und ihre häufig rigiden Maßnahmen werden oft kritisiert. Befürchtet wird eine Entwicklung hin zu einem bürokratischen Superstaat, der die alten europäischen politischen

Prinzipien wie Parlamentarismus und Gewaltenteilung zunehmend aushöhlt. Über die berichtigten früheren Verordnungen z. B., wie krumm die Bananen auf den europäischen Märkten sein dürfen oder wie Traktorsitze zu beschaffen seien, hören wir zwar heute nicht mehr – vielleicht weil man sich inzwischen an solche Dinge gewöhnt hat. Es gibt jedoch immer wieder neue Regelungen, die kaum weniger als Blüten rigider Bürokratie erscheinen.

Im Römischen Reich war das Gefüge der staatlichen Institutionen für die Verwaltung recht einfach. Die Zahl der in der Staatsverwaltung beschäftigten Personen betrug in den ersten Jahrhunderten n. Chr. nicht mehr als etwa 10.000. Heute sind allein am Sitz der Europäischen Union in Brüssel mehr als 15.000 Personen tätig. Die 10.000 Amtsträger Roms waren in einem Reich mit vielleicht bis zu 80 Millionen Einwohnern ungefähr für die gleichen Aufgaben zuständig, wie im annähernd ähnlich bevölkerungsreichen Deutschland die Behörden des Bundes, der Länder und der Regierungsbezirke, die höheren Organe der Justiz, die Finanz-, Militär- und Kirchenverwaltung. Natürlich verlangt ein modernes Staatswesen einen ganz anderen Verwaltungsapparat als ein Staat vorindustrieller Zeit. Dennoch berechtigt uns Roms Geschichte zumindest zu der Frage, ob für einen Vielvölkerstaat ein riesiger bürokratischer Apparat, der auf entscheidend wichtigen Gebieten nur auf spontane Entwicklungen hofft, sonst aber selbst die belanglosesten Dinge des Alltags maßregelt, wirklich die ideale Lösung sei.

Ganz ‚unverwaltet‘ war das Römische Reich dennoch nicht. Die örtlichen Aufgaben der Justiz, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, die Steuereinnahme, die Lebensmittel- und die Wasserversorgung, die Errichtung öffentlicher Bauwerke und noch vieles mehr fielen in den Kompetenzbereich der kommunalen Behörden. Sie entlasteten den Staat stark. Das gilt auch für die Staatsfinanzen, denn öffentliche Aufwendungen wurden zu gutem Teil von der Oberschicht der Städte aufgebracht. Ihre Angehörigen erblickten darin, wie auch in der kostspieligen Ausübung kommunaler Ämter, Jahrhunderte lang eine Pflicht, freilich auch ein Mittel zur Steigerung

ihres eigenen Sozialprestiges. In einer Zeit, in der man so viel Staatsverdrossenheit an den Tag legt, zugleich aber alles vom Staat bezahlt haben will, ist daran zu erinnern, dass selbst ein Weltreich wie das römische Imperium mit seinen unerschöpflichen Ressourcen in hohem Maße vom Engagement seiner Bürger lebte. Man kann nicht gleichzeitig die Eigenmächtigkeit der staatlichen Bürokratie beklagen, die Gestaltung des öffentlichen Lebens jedoch gänzlich ihr überlassen.

Das Imperium Romanum besaß auch eine ‚supranationale Elite‘, die in den beiden Ständen von Senatoren und Rittern zusammengefasst wurde. Die Spitzenämter in der Verwaltung der Stadt Rom und Italiens, die Statthalterschaften der Provinzen, das Kommando über die Truppen, die Verwaltung der zentralen Wirtschaftsressorts und auch die hohen Priesterämter der Staatsreligion waren ein Privileg dieser Stände. Fähigkeit und Ambition, Leistung und Verdienst spielten in Rom jedoch selbst unter den Bedingungen der aristokratischen Sozialstruktur eine große Rolle, und die wichtigsten Aufgaben der Reichsverwaltung fielen zunehmend tüchtigen sozialen Aufsteigern zu. Rekrutiert wurde die Führungselite mehr und mehr aus dem ganzen Reich. Selbst die Herrscher stammten nach den ersten hundert Jahren des Kaisertums kaum noch aus Italien, sondern aus Hispanien, Südgallien, Nordafrika, aus dem Osten, aus dem Donaauraum. Die einzelnen Gruppen der Führungsschicht blieben mit ihrer engeren Heimat verbunden. Diese verstand sich aber zugleich als eine r ö m i s c h e Elite. Die Aufsteiger aus den Provinzen erwiesen sich als ‚gute Römer‘; sie machten sich die Wertvorstellungen der politischen Klasse, in die sie hineinwuchsen, voll zu eigen. Nationale oder regionale Verwurzelung und supranationales Identitätsbewusstsein waren in der europäischen Geschichte kaum je so eng wie im Denken der Führungsschicht des römischen Kaiserreiches miteinander verknüpft.

Die Mitglieder dieser Elite waren keine Visionäre, aber auch keine geistlosen Technokraten. Sie studierten Recht, Rhetorik, Griechisch und gehobenes Latein, Literatur, Geschichte, Philosophie. Das Fehlen der Spezialausbildung machte sich freilich oft mit negativen Folgen bemerkbar.

Eines jedoch war durch dieses Ausbildungssystem vollauf gewährleistet: Die Amtsträger waren mit der kulturellen und politischen Tradition Roms vertraut; sie übten ihre Tätigkeit in diesem Geiste aus. Wie förderlich wäre es, wenn die Mitglieder der europäischen Elite neben der Fachausbildung auch über eine kulturwissenschaftliche Schulung verfügten, die sie wirklich zu Europäern machte!

Unterstrichen werden soll hier auch die Bereitschaft der Mitglieder der Elite Roms, überall im Reich Dienst zu leisten. PERTINAX, Kaiser im Jahre 193, war zuvor als Offizier und Verwaltungsexperte in Syrien, in Britannien, an der Donau, am Niederrhein, in Italien, in verschiedenen Donauprovinzen, nochmals im Orient, wieder an der Donau, erneut in Syrien und in Britannien, in Rom, in Nordafrika und erneut in Rom tätig. Er war mit den Problemen vieler Länder vertraut. Vielleicht noch wichtiger als die so gewonnene Erfahrung, die das Fehlen einer Spezialausbildung zu einem Teil ausgleichen konnte, war das Ethos, das ein solcher Werdegang verriet. Natürlich wollte man sich durch die Karriere im Staatsdienst Ruhm, Vermögen und Einfluss erwerben. Zur Motivation gehörten aber auch das Gefühl der Identität mit dem Vielvölkerstaat und der Pflicht diesem gegenüber. Dazu kam die Bereitschaft, zusammen mit der Familie die Strapazen auf sich zu nehmen, die Reisen damals mit sich brachten; den Sommer in der Wüste Syriens ähnlich zu ertragen wie den Winter in mitteleuropäischen Gebirgszonen. Angesichts der Tätigkeit römischer Staatsbeamten fallen mir ihre späteren Kollegen in Deutschland ein, die nach der Wiedervereinigung Deutschlands sehr ungerne aus Bonn nach Berlin zogen und deren Familien vom Staat bezahlte psychologische Betreuung in Anspruch nahmen.

IV.

Die Rekrutierung der Eliten des Imperium aus allen Völkern des Reiches zeigt die breite Akzeptanz der supranationalen staatlichen Ordnung. Roms Fähigkeit, die Völker für sich zu gewinnen, sei als die vierte Grundlage für Roms Größe genannt. Es ist erstaunlich, wie schnell und wie fest sich

die meisten Völker, die einst erbittert für ihre Freiheit gekämpft hatten, in den römischen Staat eingliederten. Roms Stärke lag mehr noch als in der Schlagkraft seiner Armeen in der Fähigkeit, Nachkommen früherer Gegner für die *res publica* zu gewinnen. Sie war der Bereitschaft der Römer zu verdanken, die Völker des Reiches, d. h. zumindest ihre Eliten, an allen Vorteilen des eigenen Systems teilhaben zu lassen – wie die Herkunft der Kaiser zeigt, bis zur letztmöglichen Konsequenz. Nach VERGIL war Roms Aufgabe, die Völker zu beherrschen und die Widerspenstigen zu zähmen, die Besiegten jedoch zu schonen und den Frieden mit der Verbreitung römischer Gesinnung zu krönen. TACITUS beschreibt, wie Britanniens Adlige wetteiferten, in den Genuss der Vorteile römischer Zivilisation zu gelangen, Latein zu lernen und sich die Gesinnung der Römer anzueignen. So wurde das Imperium aus einem von Italien beherrschten Kolonialreich zu einem Vielvölkerstaat, zu dem sich Jahrhunderte lang niemand eine Alternative vorstellen konnte. Wie attraktiv Roms Ordnung werden konnte, zeigen die Bitten einzelner Völker, in das Kaiserreich aufgenommen zu werden, um dort Schutz zu finden. Roms supranationale Ordnung galt als allen früheren staatlichen Ordnungen überlegen. Griechische Intellektuelle brachten diese Erkenntnis auf den Punkt: Den Griechen habe Rom das gegeben, was sie in ihrer Unabhängigkeit, trotz großer kultureller Leistungen, nie zustandegebracht hatten, nämlich die politische Einheit und damit den Frieden. Mit Roms Herrschaft fanden sich die Untertanen freilich auch deshalb zumeist ab, weil sie nicht dazu gezwungen wurden, ihre eigene Identität aufzugeben. Für einen ‚guten Römer‘ waren seine Heimatstadt, aber auch sein Heimatland wie z. B. Hispanien oder Griechenland, ebenso *patria* wie das Imperium, die gemeinsame *patria* aller Römer.

Wir bräuchten heute eine ähnliche, allgemeine Überzeugung, dass das vereinte Europa dem System von Nationalstaaten nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch und kulturell überlegen ist. Europas Einigung darf kein reiner Verwaltungsakt sein. Sie kann nur in der Durchsetzung einer Idee liegen, die nicht allein in Dokumenten und Vorschriften, sondern in

den Köpfen und Herzen der Menschen verankert werden muss. Man müsste vom Europa-Gedanken so überzeugt sein, wie CICERO und AUGUSTUS an Rom glaubten. WINSTON CHURCHILL sprach 1946 in seiner berühmten Züricher Rede, in diesem ersten Dokument des europäischen Einigungsprozesses, von der Notwendigkeit eines „Glaubensaktes“, „an dem sich Millionen von Familien, die viele Sprachen sprechen, bewusst beteiligen müssen“, und der von befähigten Europäern vorbereitet werden müsse, die den „Völkern ... das Gefühl eines weitgespannten Patriotismus und einer gemeinsamen Staatszugehörigkeit einflößen“. Nicht nur die ökonomischen Vorzüge der Einigung Europas müssten transparent gemacht werden, sondern auch die Vorteile des politischen Schulterschlusses. Politiker, deren Handlungen sehr oft nur von kurzfristigem Opportunitätsdenken geleitet werden, dürfen nicht von der Pflicht befreit werden, geistig anspruchsvolle Pläne zu entwickeln. Noch mehr gefordert sind die Kulturschaffenden. Im alten Rom waren es politische Denker wie CICERO, Dichter wie VERGIL und Historiker wie TACITUS, die die Identität ihres Staates am wirksamsten zu formulieren wussten. In dieser Pflicht stehen auch die Intellektuellen von heute.

V.

Damit sind wir am fünften Thema dieses Vortrags, nämlich bei der K u l t u r, angelangt. Die Väter der europäischen Einigung forderten eine Umgestaltung nicht nur der wirtschaftlichen, politischen und sozialen, sondern auch der geistigen Strukturen. WALTER HALLSTEIN sprach vor 50 Jahren von der spezifisch europäischen Aufgabe, „die kulturelle Bewältigung des globalen technischen Zeitalters“ zu leisten. Was ist aus all dem geworden? In den Maastrichter Verträgen etwa, die für die Einigung Europas die Weichen gestellt haben, war von Forschung, Bildung und Kultur nur ganz kurz und fast ausschließlich auf die Technologie bezogen die Rede. Die Worte, die ROMAN HERZOG, der sich seinerzeit als deutscher Bundespräsident gegen die „allzu einseitige Betonung der Wirtschaft“ bei der europäischen Einigung aussprach und meinte, dass die Zukunft Europas „entscheidend ... auch von der Bünde-

lung seiner Kräfte in Kultur (und) Wissenschaft abhängen“ wird, scheinen kaum gefruchtet zu haben.

Der römische Vielvölkerstaat wurde durch seine griechisch-lateinische Kultur entscheidend geprägt. Einen Römer erkannte man an seiner Sprache, seiner Tracht, seinen Neigungen, oft an seinem Stolz auf sein Bürgerrecht, an einem gewissen geistigen Horizont dank der Kenntnis römischer Traditionen, und nicht am Klang seiner Münzen. Freilich gab es auch viele ungebildete Römer. Aber wer es in der römischen Gesellschaft zu etwas bringen wollte, hatte hierfür ohne eine gewisse Vertrautheit mit den Grundwerten der antiken Kultur keine Chance.

Zugleich ist aber zu betonen, dass die Ausbreitung der griechisch-römischen Kultur nicht unbedingt das Verschwinden anderer Kulturen bewirkte. Sie verhalf diesen nicht selten zu weiterer Entwicklung. Was wir beispielsweise in Frankreich oder innerhalb Deutschlands in der Region von Trier als gallorömische Kultur kennen, ist nichts anderes als ein Ergebnis der Begegnung keltischer Traditionen mit der römischen Kultur. Somit lehrt uns die Geschichte Roms, dass die Völker in einem supranationalen Staat zusammenleben können, ohne dass ihre eigene Identität verlorenginge; vielmehr können die Nationen durch ihren engeren Zusammenschluss wichtige neue Impulse für ihre eigene Kultur bekommen.

Die Lehre aus all dem ist: Die Kultur darf trotz der Macht von Geld und Wirtschaft nicht vergessen werden! JEAN MONNET, Vorkämpfer des modernen Europagedankens, den man den Vater der ‚*Methode Monnaie*‘ nennt, sagte: „Wenn ich das Ganze noch einmal zu machen hätte, würde ich mit der Kultur anfangen.“ Dazu ist es zu spät. Nicht zu spät ist es aber, der kulturellen Integration der europäischen Völker eine entschieden größere Bedeutung zuzuweisen, als die Verantwortlichen dies heute tun. ERNST-WOLFGANG BÖCKENFÖRDE, ein führender deutscher Jurist, machte vor nicht langer Zeit den Vorschlag, die Ausbildung geistig anspruchsvoller Europäer auf folgende Grundlage zu stellen: „Drei Fremdsprachen und eine europäische Länderkunde als Pflichtfach an allen weiterführenden Schulen, ein allgemeiner Unterricht in e u r o p ä i s c h e r

Geschichte nach einem gemeinsam erarbeiteten Curriculum“. Zwar hören wir oft, dass es keine gemeinsame europäische Kultur gebe, nur Kulturen einzelner Nationen. Abgesehen davon, dass m. E. deutsche Philosophie, englische Literatur, französische Malerei, italienische Opern Ausdrücke ein und derselben Kultur sind, gibt es sehr wohl ein gemeinsames kulturelles Fundament, das keine Schöpfung e i n e r Nation ist, sondern a l l e n gehört: die griechisch-römische Kultur mit dem aus ihr erwachsenen Christentum. Die Kenntnis dieses Kulturerbes müsste mehr denn je gefördert werden!

Was sind aber die Realitäten? Die Herausgeber einer neuen althistorischen Studienbuchreihe in Deutschland mussten vor kurzem feststellen: „Es ist paradox, daß auf dem Wege Deutschlands in ein geeintes Europa den gemeinsamen Wurzeln dieses Europa in seinem Bildungssystem immer weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird. Dem erklärten politischen Willen, ein geeintes Europa zu schaffen, steht ein zielstrebiges Abbau des tragenden Geschichtsbildes ... gegenüber. Damit werden aber gerade jene Bereiche im allgemeinen Bewußtsein abgebaut, die auf dem Weg der Einigung Europas das ... identitätsstiftende Fundament über die wirtschaftlichen Komponenten ... hinaus zu geben vermögen.“ Eine radikale Wende in dieser Hinsicht wäre nicht nur in Deutschland vonnöten.

Wir stehen freilich inzwischen, gerade in dem so entscheidend wichtigen Hochschulwesen, vor einer ganz anderen radikalen Wende: Im Zeichen des gesamteuropäischen Reformprojektes, das zu Unrecht den Namen der ältesten europäischen Universität, nämlich Bologna, trägt, werden Maßnahmen getroffen, die befürchten lassen, dass die Universitäten sich in Wirtschaftsbetriebe verwandeln, in denen der vielbeschworene „lebendige Geist“ verlorengelht. Diese Maßnahmen zielen in besonderem Maße auf die Massenproduktion der Billigware „bachelor“; zugleich machen sie aus den Hochschullehrern Manager, die einen immer größeren Teil ihrer Zeit und Energie dazu verwenden müssen, dass sie Anträge auf Forschungsmittel stellen bzw. die Anträge und die Leistungen ihrer Kollegen evaluieren. Das alles wird als „Wettbewerb“ etikettiert und als der Weg

zur Sicherung der „Exzellenz“ von Lehre und Forschung gepriesen. Klagen darüber vernimmt man heutzutage in allen europäischen Ländern, und ich weiß nicht, was ich z. B. meinen Kollegen an spanischen oder ungarischen Universitäten antworten soll, wenn sie mich fragen, warum sich gerade ein Land wie Deutschland mit seiner großen Wissenschaftstradition der Zerschlagung der Hochschulen als Stätten von Forschung und anspruchsvoller Lehre nicht widersetzt. Die kulturpolitische Integration Europas scheint mir auf einem möglichst nach unten gedrückten Niveau, als eine Nivellierung, fast wie ein globaler kultureller Kahlschlag vollzogen zu werden. Die hier in Deutschland gleichzeitig damit beschworene Notwendigkeit der Schulung einer „Elite“ an hierfür ausgewählten Spitzenuniversitäten macht den Eindruck, zumindest einstweilen eher eine leere Parole doppelzüngiger Politik als ein gut durchdachtes Konzept für fruchtbare Elitenförderung zu sein. Wohl gemerkt: Ich halte Hochschulen wie die in Heidelberg im ganzen gesehen auch heute für führende Universitäten, die sich etwa hinter Harvard, Yale oder Princeton nicht zu verstecken brauchen (in der Alten Geschichte etwa hatten wir hier auch von diesen Universitäten immer wieder Stipendiaten). Ich kann nur hoffen, dass dies auch in der Zukunft so bleibt, und dass die Wissenschaften, die nicht unmittelbar erkennbaren praktischen Nutzen bringen, sondern die kulturellen Grundlagen unseres Daseins bilden, im modernen Europa nicht das Schicksal der *humaniora studia* nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches teilen werden, die nur noch in den Zellen von Mönchen gepflegt wurden.

Ich fasse das Gesagte zusammen. Roms historische Leistung war, einen Vielvölkerstaat zu errichten, in dem die Völker, die nicht nur mit den Römern, sondern auch untereinander viele Kriege ausgetragen hatten, Jahrhunderte lang miteinander in Frieden lebten. Sie wurden Römer, ohne ihr eigenes Profil zu verlieren. Roms Größe beruhte darauf, dass es gelernt hat, seine eigene Ordnung nicht mit Gewalt aufrechtzuerhalten, sondern sie für andere attraktiv zu machen. Dank der fruchtbaren Begegnung fremder Traditionen mit der griechisch-römischen Kultur

war der Römerstaat kein Gefängnis der Völker, und die lokalen Kulturen wurden nicht in einem geistlosen Einheitsbrei erstickt. Die Stärke des Römischen Reiches lag in seiner gleichzeitigen Einheit und Vielfalt. Ähnliches möchten wir von Europas Einigung erwarten: die Entstehung einer gemeinsamen Heimat für Europas Völker, die durch eine einheitliche politische Ordnung abgesichert ist und deren geistiges Fundament die gemeinsame kulturelle Tradition bildet, in der aber zugleich die einzelnen Nationen ihre eigene Identität bewahren und in der sich die gemeinsame kulturelle Tradition sowie die einzelnen nationalen Kulturen gegenseitig befruchten. Dabei kann uns die Geschichte behilflich sein. Sie wiederholt sich freilich nie in der gleichen Weise. Ihre „Lehren“ sind keine Rezepte, die in einer Apotheke eingelöst werden können. Sie ist jedoch keine Müllhalde vergangener und überholter Nutzlosigkeiten, sondern ein Schatz von Orientierungshilfen. Wir sollten davon für unsere Zukunft Gebrauch machen.

*) Der hier abgedruckte Text wurde vom Verf. am 16.2.2005 an der Universität Heidelberg zum Abschluss seiner Vorlesungstätigkeit an dieser Hochschule (1974-2005) vorgetragen. Der Text stützt sich stark auf eine frühere Schrift des Verf.: Géza Alföldy, *Das Imperium Romanum – ein Vorbild für das vereinte Europa?* Jacob Burckhardt-Gespräche auf Castelen 9, Basel 1999; dort finden sich auch die Quellenangaben für die in diesen Text übernommenen wörtlichen Zitate und weitere Literatur sowohl zu den Strukturen des Imperium Romanum als auch zu den Problemen des europäischen Einigungsprozesses. Vgl. seitdem bes. Klaus Martin Girardet, *Die Alte Geschichte der Europäer und das Europa der Zukunft. Traditionen – Werte – Perspektiven am Beginn des 3. Jahrtausends. Reihe Denkart Europa – Schriftenreihe der ASKO EUROPA-STIFTUNG, Saarbrücken 2001.* Von dort (S. 19) stammt das hier auf S. 22 links gebrachte Zitat, übernommen aus dem Vorwort von Klaus Bringmann, Elisabeth Erdmann, Klaus Martin Girardet und anderen zu Harald Brandt, *Geschichte der römischen Kaiserzeit: Von Diokletian und Konstantin bis zum Ende der konstantinischen Dynastie (284-363)*, Berlin 1998.

GÉZA ALFÖLDY, Heidelberg

Interview mit Cicero

Neun Gespräche mit Cicero aus dem achtundzwanzigsten Jahrhundert der Stadt

Die Fragen stellte Bernhard Kytzler, Silesius, im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert.

Die Antworten erteilte Marcus Tullius Cicero, Romanus, im ersten vorchristlichen Jahrhundert.

Interview I (zur Person)

Frage: Exzellenz, wir haben Sie um dieses Gespräch gebeten, weil wir gerade von Ihnen etwas Besonderes zu hören hoffen: wie sie denn wirklich waren, diese Zustände im Alten Rom. Sie lebten in interessanten Zeiten?

- Cicero: *O tempora, o mores!* (Catil. 1,1)
- Verzeihung, Exzellenz, hier spricht man nicht mehr lateinisch.
- Vielleicht können wir unser Gespräch bequemer führen, wenn wir uns erst einmal hinsetzen. (Brut. 24)
- Das ist uns natürlich sehr recht. Da, wir setzen uns einfach auf die Wiese, neben diese Statue hier.
- PLATONS Statue. (Brut. 24)
- Ist Platon Ihnen denn besonders wichtig, Exzellenz?

- Platon? Er ist mein Vorbild und mein Gott! (Att. 4,16,3)
- Hat ihr Herr Bruder QUINTUS CICERO Sie nicht auch so angeredet?
- Du bist ein ganz und gar Platonischer Mensch, hat er gesagt, ein *homo platonicus*. (Q. Cic. pet. 46)
- Aber Platon war doch auch nur ein Mensch.
- Als den berühmten Dichter Antimachos bei einer Vorlesung aus seinem langen Buche, das Sie ja kennen, alle außer Platon verließen, rief er aus: „Ich lese weiter – Platon allein zählt für mich so viel wie hunderttausend!“ (Brut. 191)
- Exzellenz, ich bedauere sagen zu müssen, dass das lange Buch im Verlaufe der langen Zeit verloren gegangen ist.
- *O tempora, o mores!*
- Und die Lateinkenntnisse auch.

– Plato ist und bleibt der Fürst des Geistes, der Prinz aller Gelehrsamkeit und allen Wissens. (ad Q. fr. 1,1) Und im Übrigen habe ich oft genug erklärt, dass wir Römer von den Griechen an Wortreichtum nicht übertroffen werden, sondern unsererseits vor ihnen den Vorrang einnehmen. Darum müssen wir uns eifrig bemühen, diesen Vorrang nicht allein in unseren, sondern auch in ihren Künsten und Wissenschaften zu erreichen. (fin. 3,5)

– Ich dachte, wir würden erst später über die Philosophie sprechen?

– Ich jedenfalls, Verehrtester, meine, dass die Philosophie für mich selbst ein Bedürfnis ist. Und man darf sich da keinesfalls mit wenigem begnügen! (Tusc. 2,1)

– Würden Sie uns wohl erlauben, Exzellenz, erst einmal ein paar Fragen zur Person zu stellen?

– Mein Haus ist zwar frühmorgens voll von Leuten, und wenn ich zum Forum gehe, umringen mich Scharen von Freunden – aber in all diesen Scharen kann ich nicht einen einzigen finden, mit dem ich einen ungezwungenen Scherz machen könnte. Oder gar ihm anvertrauen, was mir auf dem Herzen liegt. (Att. 1,18)

– Exzellenz, wir vertreten die Nachwelt! Zu uns können Sie unbesorgt reden.

– Die Nachwelt? Im Geiste des Menschen haftet ich weiß nicht wie ein Vorgefühl künftiger Zeiten. Und gerade in den größten, höchsten Geistern besteht es am stärksten und erscheint am leichtesten. Gäbe es dieses nicht, wer wäre dann so töricht, sein Leben in all diesen Mühen und Gefahren zu verbringen? (Tusc. 1,33)

– Dürfen wir Sie vielleicht zunächst einmal ganz einfach nach Ihrem Namen fragen?

– So, als ob ich mich für einen Nachkommen des MANIUS TULLIUS erklären wollte, der als Patrizier zusammen mit SERVIUS SULPICIUS zehn Jahre nach Vertreibung der Könige Konsul war? (Brut. 62)

Ich selbst widmete mich mit großem Eifer dem Studium des Bürgerlichen Rechts, indem ich mich an QUINTUS SCAEVOLA, den Sohn des Quintus, anschloss. Dieser nahm zwar niemanden als Schüler an, aber interessierte Zuhörer konnten aus den Rechtsgutachten lernen, die er auf Anfragen hin vorlegte. (Brut. 303 ff)

– Also die Rhetorik und die Rechtswissenschaft waren demnach Ihre Studienfächer. Und wie ging es weiter, Exzellenz?

– Im folgenden Jahre waren SULLA und POMPEIUS Konsuln – PUBLIUS SULPICIUS hielt damals als Tribun fast täglich Reden vor dem Volk, so dass ich seinen Stil vollständig und gründlich, kennen lernte. Und als zur gleichen Zeit der Leiter der Platonischen Akademie, PHILON, nach Rom kam, gab ich mich voll Enthusiasmus für die Philosophie ganz seiner Belehrung hin ... (Brut. 306)

– Verzeihen Sie die Unterbrechung, Exzellenz, aber wir wollten doch die Philosophie erst später erörtern ...

– Es mag ja sein, dass vielleicht all dies von unserem Thema abzuschweifen scheint. Aber ich bringe es hier vor, damit Sie meinen Werdegang wirklich im Wesentlichen überschauen können und erfassen, wie ich in dieser Laufbahn dem Hortensius in seinen eigenen Spuren gefolgt bin. (Brut. 308) Und im Übrigen studierte ich in diesem Jahr in Rom auch bei MOLON aus Rhodos, einem bedeutenden Rechtsanwalt und Redelehrer. (Brut. 307)

– Sagen Sie uns doch, bitte, etwas über die Einzelheiten Ihrer Studienzeit, die Methoden, die Anwendungsgebiete, die Sprachen ...

– Während dieser ganzen Zeit verbrachte ich Tag und Nacht mit dem Studium sämtlicher wissenschaftlicher Disziplinen. Ich war mit dem Stoiker DIODOTOS zusammen, der jetzt, nachdem er bei mir gewohnt und mit mir gelebt hat, vor einiger Zeit auch in meinem Hause gestorben ist. Bei ihm schulte ich mich in verschiedenen Dingen, vor allem aber, mit dem großen Eifer, in der Dialektik, die man ja als eine zusammengezogene, konzentrierte Form der Beredsamkeit ansprechen kann. (Brut. 309)

– Bitte nichts für ungut, Euer Ehren, aber die Philosophie sollte doch wirklich vorerst aufgeschoben sein ...

– Na ja, diesem Lehrer und seinen vielen mannigfachen Fertigkeiten widmete ich mich doch nur so, dass zugleich nicht ein Tag ohne rhetorische Übung blieb! (Brut. 309)

– Was für Übungen?

– Ich war ständig mit der Ausarbeitung und dem

Vortrag von ‚Deklamationen‘, wie man heutzutage so sagt, beschäftigt, oft zusammen mit MARCUS PISO und QUINTUS POMPEIUS oder sonst jemandem. Das geschah täglich; viel auf Lateinisch, aber mehr noch auf Griechisch – einmal, weil die griechische Sprache mit ihrer reicheren rhetorischen Ausgestaltung mir zu der Gewohnheit eines entsprechenden Stils im Lateinischen verhalf; zum anderen, weil ich mich von den bedeutendsten griechischen Lehrern nur dann korrigieren und belehren lassen konnte, wenn ich selbst griechisch sprach. (Brut. 310)

– Auch unsere Hochschulen heute verwenden im Unterricht verschiedentlich nicht die Muttersprache, sondern das Englische.

– Die Sprache der Angels? Aber das sind doch Barbaren! Aus dem hohen Norden ...

– Exzellenz, nicht nur das Lateinische wird heute nicht mehr gesprochen, auch das Griechische, die Sprache der Stoa, der Akademie, unserer Heiligen Bücher der Bibel, sie ist weitgehend unbekannt – und jedenfalls unbenutzt.

– *O tempora, o mores!*

– Das haben wir bis jetzt bereits schon dreimal notiert, Euer Ehren. Sagen Sie uns doch, bitte, wie Ihnen all diese Anstrengungen und Anspannungen bekommen sind? Konnten Sie denn das alles gesundheitlich durchhalten?

– Ich war damals überaus schmal und von schwacher körperlicher Konstitution, mein Hals war langgestreckt und dünn, ein Zustand und ein Aussehen, die, wie man meinte, nicht weit von Lebensgefahr entfernt sind, wenn Arbeit und starke Beanspruchung der Lungen hinzutreten. Das beunruhigte die, denen ich nahestand, umso mehr, als ich alle meine Reden hielt, ohne einmal den Ton zu senken oder zu wechseln, mit höchster Anstrengung der Stimme und Anspannung meines ganzen Körpers. So ermahnten mich meine Freunde, wie auch die Ärzte, meine Anwaltstätigkeit aufzugeben. Ich aber meinte, lieber jedes Risiko auf mich nehmen zu sollen, als meine Hoffnung auf Ruhm als Redner aufzugeben. Nun war ich der Überzeugung, eine Entspannung und Mäßigung meiner Stimme, eine Änderung meiner Redeweise überhaupt würden es mir ermöglichen, der Gefahr zu entgehen und ausgeglichener zu sprechen. Die Absicht, meine

rednerischen Gepflogenheiten zu wechseln, wurde zum Anlass für eine Reise nach Kleinasien. Und so zog ich denn nach zweijähriger Anwaltstätigkeit aus Rom fort – immerhin, mein Name hatte damals schon auf dem Forum einen guten Klang. (Brut. 313 f)

– Frage: Nach Kleinasien reisten Sie damals gewiss über Athen. Und sind da gewiss wieder in die Hände der Philosophen gefallen ...

– Beides richtig: Als ich in Athen angekommen war, verkehrte ich sechs Monate lang mit ANTI- OCHOS, dem angesehensten und klügsten Philosophen der Alten Akademie. Bei ihm, diesem hervorragenden Führer und Lehrer, nahm ich meine philosophischen Studien wieder auf, die ich niemals aufgegeben und seit meiner frühesten Jugend gepflegt und ständig vertieft hatte. (Brut. 315)

– Sie haben also in Ihrer Studienzeit ein volles halbes Jahr statt rechtschaffener Rhetorik nur die brotlose Kunst der Philosophie getrieben?

– Aber nein: Zur gleichen Zeit pflegte ich mich auch in Athen bei dem Syrer DEMETRIOS eifrig zu üben, einem alten, nicht wenig angesehenen Redelehrer. (Brut. 315)

– Aber Sie wollten ja nach Kleinasien.

– Gewiss, im Anschluss durchreiste ich ganz Kleinasien mit seinen so hoch bedeutenden Redelehrern. Diese sahen es selber gerne, dass ich mich bei ihnen schulte. Der erste unter ihnen war damals MENIPPOS AUS STRATONIKA, nach meinem Dafürhalten zu jener Zeit in ganz Kleinasien der beste Redner. Ständig hatte ich auch DIONYSIOS AUS MAGNESIA um mich; ferner noch AISCHYLOS AUS KNIDOS und XENOKLES AUS ADRAMYTTION. Diese Männer galten damals als die bedeutendsten Redelehrer in Kleinasien. (Brut. 315 f)

– Das waren also Ihre Autoritäten, Exzellenz?

– Nein nein, ich begnügte mich nicht mit Ihnen. Ich ging nach Rhodos und schloss mich dort MOLON an, den ich ja schon in Rom gehört hatte. Er war nämlich nicht nur als Vortragender bei wirklichen Rechtsfällen vor Gericht überaus tüchtig und ebenso als Verfasser von Reden, sondern dazu auch noch höchst geschickt darin, Fehler zu finden und zu korrigieren, wie darüber hinaus überhaupt in seinem ganzen Unterricht. Er bemühte sich denn soweit möglich, mich, der

ich in meinem Stil in jugendlicher Freizügigkeit ... (Brut. 316)

– Sie waren doch immerhin schon 28 Jahre alt!
– ... in jugendlicher Freizügigkeit und Fessellosigkeit allzu unbekümmert überströmte, zu mäßigen, den gleichsam über die Ufer tretenden Strom einzudämmen. (Brut. 316)

– Hatte das auch den gewünschten Erfolg?
– Ja, ich konnte nach zwei Jahren nicht nur besser ausgebildet, sondern auch fast völlig verwandelt zurückkehren. Die allzu starke Anspannung meiner Stimme hatte sich verloren, meine Redeweise war nun gleichsam ausgegoren, und meine Lungen hatten an Kraft, meine Statur einigermaßen an Stärke gewonnen. (Brut. 316)

– Also: *mission accomplished*. Unser Glückwunsch, Euer Ehren. Aber nun die eigentliche Frage: Wie waren denn nun, die viel beredeten Zustände im Alten Rom? Und was war darin Ihre Rolle, Exzellenz?

– Es gab damals zwei ausgezeichnete Redner, denen nachzueifern mich reizte: COTTA und HORTENSIVS. Ich meinte, es vor allem mit Hortensius zu tun zu haben; stand ich ihm doch in der Leidenschaftlichkeit des Stils wie auch im Alter näher. Und dazu hatte ich bemerkt, wie auch in jenen Fällen, wo Cotta als Hauptanwalt bestellt war, die Hauptrolle doch Hortensius spielte. Ein zahlreich zusammengeströmtes Publikum, der Lärm auf dem Forum erfordern ja auch einen lebhaften, einen feurigen Redner, mit eindrucksvoller Gebärde und volltönender Stimme.

So führte ich nach meiner Rückkehr aus Kleinasien ein Jahr hindurch Prozesse von einiger Bedeutung. Ich bewarb mich damals um die Quästur. Danach nahm mich einstweilen Sizilien für ein Jahr als Quästor auf. Ein Jahr später kehrte ich aus Sizilien zurück. Was immer in mir an Talent war, das zeigte sich jetzt als voll entwickelt; es war nun in den Besitz seiner ihm eigenen Reife gelangt.

Viele Worte über mich selbst, ich weiß, und dazu noch aus meinem eigenen Munde! Aber dieser ganze Bericht geht ja nicht darauf hinaus, meine Redefähigkeit vor Augen zu führen – davon bin ich weit entfernt –, sondern meine Arbeit und meinen Fleiß. (Brut. 317 f)

– Als sie aus Sizilien nach Rom zurückkehrten, wie war denn da die Aufnahme? Ein volles Jahr Abwesenheit bedeutet ja in einer Anfängerkarriere sehr viel.

– Ich glaubte damals, die Leute in Rom sprächen von nichts anderem als von meiner Quästur, und kehrte in der Erwartung zurück, dass mir das römische Volk nun auch ohne mein Zutun jedes weitere Amt übertragen würde. Bei der Rückkehr aus der Provinz kam ich bei der Durchreise zufällig durch Puteoli, zu einer Zeit, da sich dort sehr viele Leute aus den besten Kreisen aufhielten. Ich hätte beinahe meine Fassung verloren, als mich jemand fragte, vor wie vielen Tagen ich denn aus Rom abgereist sei? Und ob es etwas Neues gäbe? Als ich ihm sagte, ich käme aus der Provinz zurück, sagte er doch tatsächlich: „Ach richtig; doch wohl aus Afrika.“ In meinem Ärger sagte ich voller Entrüstung: „Aber nein! Aus Sizilien!“ Da mischte sich jemand ein, so ein Alleswisser: „Was? Du weißt nicht, dass er Quästor in Syrakus war?“ (Planc. 65)

– Aber Sie waren doch in Lilybaeum tätig?
– Jedenfalls hörte ich auf, mich zu ärgern, und mischte mich unter die Badegäste. Aber ich hatte etwas gelernt: das römische Volk hat ziemlich taube Ohren, dagegen scharfe, durchdringende Augen. Also dachte ich von nun an nicht mehr darüber nach, was die Leute über mich wohl zu hören bekämen; vielmehr zielte ich darauf ab, dass sie mich nunmehr Tag für Tag vor sich hatten. Ich lebte geradezu unter ihren Augen. Ich klammerte mich an das Forum. Niemand wurde durch meinen Pförtner – oder durch meinen Schlaf – je daran gehindert, mich zu erreichen. Nicht einmal an Tagen der Erholung konnte ich mich mehr erholen. Aber CATO sagt es treffend, am Anfang seiner „Ursprünge“: Herausragende Persönlichkeiten sind über ihren Erholungsurlaub ebenso Rechenschaft schuldig wie über ihre Tätigkeit. (Planc. 65 f)

Während die Zeit weiter verging, zeigte sich bei Hortensius, wie in allen anderen Bereichen der Redekunst, so auch vor allem in der raschen wohlgefügtten Wortfolge ein Stocken: Er wurde sich selbst von Tag zu Tag unähnlicher. Ich hingegen ließ nicht nach, meine Fähigkeiten, wie groß sie auch immer sein mochten, durch Übungen

aller Art, vor allem schriftlichen, zu mehren.
(Brut. 320)

– Wurde das denn auch anerkannt?
– Als erster, mit unbeschreiblich großer Zustimmung des Volkes, wurde ich zum Prätor gewählt.
(Brut. 321)

– Worin sah man damals Ihre Vorzüge?
– Ich will nicht von mir reden. Von den anderen aber will ich sprechen: Keiner war unter ihnen, bei dem es den Anschein gehabt hätte, er habe sich intensiver als der Menschen Menge mit der Literatur beschäftigt, in der doch die Quelle der vollkommenen Beredsamkeit ruht; keiner, der sich mit der Philosophie, der Mutter aller guten Taten und guten Reden gründlich vertraut gemacht hätte; keiner, der das Bürgerliche Recht erlernt hätte als das Haupterfordernis für Privatprozesse und überhaupt für die Einsicht des Redners; keiner, der die römische Geschichte vor Augen hatte, aus der er nötigenfalls die gewichtigen Zeugen aus der Unterwelt heraufrufen könnte; keiner, der kurz und treffend seinen

Gegner verspotten, die Stimmung unter den Richtern auflockern, sie vom Ernst ein Weilchen zur Heiterkeit, ja zum Lachen bringen konnte; keiner, der den vorliegenden Fall überhöhen, ihn von der bestimmten, durch Person und Zeit festgelegten Thematik zur Behandlung des allgemein zugrunde liegenden Problems hinüberführen konnte; keiner, der es verstand, zur Auflockerung auf kurze Zeit vom Thema abzuschweifen; keiner, der den Richter zu höchstem Zorn, keiner, der ihn zum Weinen hätte bringen können; keiner, der des Richters Sinn – was die wesentlichste Eigenschaft des Redners ist – in jede beliebige Richtung zu lenken vermocht hätte, wohin auch immer der Fall es erforderte. (Brut. 322 f)

– Literatur, Recht, Philosophie, Geschichte, die Kunst der Digression, der Psychagogik – Exellenz, niemand könnte besser als Sie den Wert und die Würde der Redekunst vor Augen stellen! Wir danken Ihnen sehr.

BERNHARD KYTZLER, Durban (Südafrika)

Ein Dialog über Liebe zwischen Martial, Catull und Horaz

I. Martial c. 1, 57

Qualem, Flacce, velim, quaeris nolimve puellam?

Nolo nimis facilem difficilemque nimis.

*Illud quod medium est atque inter utrumque
probamus:*

Nec volo quod cruciat nec volo quod satiat.

Ideal

Welches Mädchen ich gern leide

oder welches ich vermeide,

Flaccus, willst du von mir hören?

Gut, so will ich dich belehren:

Weder das mit allzuviel,

noch auch ohne Sexappeal.

Mir erscheint nur eins probat,

das von mittlerem Format.

Ich begehre nicht die Prüden,

noch auch die, die mich ermüden.¹

Das Epigramm setzt mit einer Frage ein: Ein gewisser Flaccus will wissen, welchen Typus von weiblichem Liebespartner das lyrische Ich bevorzugt bzw. ablehnt. Die Alternativfrage impliziert

eine zweigeteilte Antwort, die der folgende Vers prompt liefert. In chiasmischer Verschränkung (*nimis facilem difficilemque nimis*) prallen die Gegensätze in der Mitte des Pentameters (durch die Zäsur geschieden) antithetisch hart aufeinander. Die *conclusio* zwischen beiden Extremen muss der Fragesteller selbst ziehen. In diesem Dilemma belässt ihn auch das zweite Distichon. In pleonastischer Doppelung (*medium / inter utrumque*) wird zunächst die Mitte zwischen den Extremen beschrieben, bevor der Pentameter die Erwartung auf eine positive und eindeutige Antwort endgültig enttäuscht. Zwei exakt parallel gestaltete Ausschließungen ergänzen die Antwort des zweiten Verses um einen begründenden Aspekt: Eine allzu leicht zugängliche Partnerin (*nimis facilem*) wird abgelehnt, da ihre Anziehungskraft infolge der schnellen Gewährung des Liebesgenusses rasch nachlässt (*satiat*), eine allzu spröde (*difficilem nimis*), weil sie durch den Aufschub des erhofften Abenteures Qualen bereitet (*cruciat*).

Der Text rechtfertigte allein durch seine reizvolle stilistische Gestaltung (Chiasmus, Pleonas-

mus, Parallelismus, reimartige Homoioteleuta im letzten Pentameter (*cruciat - satiat*) seine Lektüre in einer Oberstufenklasse². Vor allem aber lassen sich an ihm exemplarisch zwei unterschiedliche Liebesauffassungen der Antike aufzeigen, als deren jeweilige Exponenten Martial CATULL und HORAZ begreift. Mit beiden Dichtern tritt er in einen intertextuellen Diskurs über die Liebe ein, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

II. Die pathetisch-sentimentale Auffassung der Liebe

Die eine Liebesauffassung kann mit dem Namen Catulls assoziiert werden und findet sich besonders prägnant in dem berühmten c. 85, das mit dem Phänomen der Hassliebe auch die Ausweglosigkeit des Liebhabers aus seinem Gefühlschaos dokumentiert:

*Odi et amo. Quare id faciam, fortasse requiris.
Nescio, sed fieri sentio et excrucior.*

Den aktivischen Verben des Hexameters korrespondieren die passiven Wendungen des Pentameters (*fieri, excrucior*), die den mangelnden Willen bzw. die Unfähigkeit des Ich-Sprechers zu einer rationalen Lösung des emotionalen Dilemmas sinnfällig machen. Ohne die Prioritätsfrage (GALLUS oder Catull als Vorläufer der augusteischen Liebeselegie) berühren zu wollen, kann im Verhältnis Catull – Lesbia bzw. seinem literarischen Niederschlag ein Vorläufer der elegischen Liebesauffassung gesehen werden, insofern die Liebe als irrationale Macht erscheint, der sich der *amator* wie seiner *domina* unterwirft und dabei poetisch eindrucksvoll leidet.

Es fällt nicht schwer, diese pathetisch-sentimentale Liebeskonzeption in Martials Text wiederzuerkennen. Deutlich greift das Verb *cruciat* das catullische *excrucior* auf.³ Auch die Eingangsfrage (*Qualem, Flacce, velim, quaeris nolimve puellam?*) des Martialtextes, die als Katalysator der folgenden Explikationen fungiert, ist eine offenkundige strukturelle Parallele zur Frage von c. 85: *Quare id faciam, fortasse requiris*. Vorerst lässt sich also festhalten: Martial schmilzt durch die klare intertextuelle Anspielung auf Catulls c. 85 die neoterische bzw. elegische Auffassung von der Liebe in sein Epigramm ein.

III. Die philosophisch-rationale Auffassung von der Liebe

Diese Konzeption lässt sich mit dem Namen des HORAZ verbinden und findet sich prägnant in der zweiten Satire des ersten Sermonenbuches. In ihr geht es um die Lösung des Problems der außerehelichen Liebe zwischen den Extremen der verheirateten Frau (*matrona*) und der Dirne (*meretrix*).⁴

Zunächst geißelt Horaz die neoterische Auffassung der Liebe, indem er „einem ihrer Bekenner ein Epigramm des Kallimachos, des Abgottes der blasierten *neoteri*“⁵ in den Mund legt und so verspottet:

„Da kommt sich einer wie ein Weidmann vor | und singt ein Lied (ihr kennt es wohl?), das Lied | vom Jägersmann auf Hasenjagd im tiefen Schnee. Wenn dem der Has, vom Laufen todesmatt, | grad vor den Füßen lag, dann wollt’ er ihn | nicht greifen. Hört die letzte Strophe noch: | ‚Wie meine Lieb dem Weidwerk gleicht! | Das Wild, das leicht sich ließe fangen, | es weckt der Liebe kein Verlangen; | sie jagt nach dem, was flugs entweicht.“⁶

Im Bild des geschmäckerlichen Jägers wird der neoterische Liebhaber charakterisiert und karikiert: Wie er als Jäger allzu leichte Beute verschmäh, so schlägt er als *amator* die physisch leicht mögliche Abfuhr seines Liebesverlangens aus. Damit befindet sich der Neoteriker (der freilich eher als Papiertiger denn authentische Figur zu denken ist) immerhin in Übereinstimmung mit der poetologischen Doktrin der *poetae novi*, die das abseits Gelegene suchen. In Horazens Worten: *transvolat in medio posita et fugientia captat*.

Dies Fehlverhalten *in eroticis* geißelt der Satiriker im Folgenden: „Mit solchen Verschen hoffst du, Kummer, Liebesglut | und Sorgen aus der Brust zu bannen? | Ist es nicht nützlicher, zu fragen, welches Maß | Natur der Sinnelust bestimmen mag? | Und was sie, bleibt Befriedigung versagt, | mit Gleichmut trägt, und was mit Schmerzen zahlt? | Wie Nichtiges und Wichtiges sich scheiden?“⁷

Aufgerufen wird hier das emotionale Vokabular der Liebesdichtung (*dolor, aestus, cura*), um gleich darauf im Kontrast zur rationalen Terminologie

philosophischer Begrifflichkeit (*cupido, modus, inane*) dem Lachen preisgegeben zu werden.

Dem Gattungscharakter der Satire entsprechend wechselt Horaz in den Folgeversen wiederum die Stilebene und schlägt bei seinem Ratschlag derb-rustikale Töne an:

„Wenn dir der Durst den Gaumen dörft, | sind's doch nicht Goldpokale, die du forderst? | Und hast du Hunger, wie?, so ekelt's dich | vor allem, außer Pfau und Steinbutt? | Wenn dir das Glied schwillt – Magd und Bursche sind | zuhänden, könntest flugs zum Angriff schreiten – ,| ja, willst du dann vor Stanzen lieber platzen?| Ich nicht! Ich liebe für den Venus-Dienst, | was rasch beschafft und leicht erhältlich ist!“⁸

Statt poetischen Herzschmerzes empfiehlt Horaz die blanke physische Befriedigung zur Abkühlung des Liebesverlangens, auf dass ein Leiden an der Liebe – wie bei den Neoterikern und Elegikern – nicht aufkommen kann. Mit dieser Haltung befindet sich Horaz ganz im Einklang mit der epikureischen Lehre, wie ein kurzer Exkurs aufzeigen soll.

Exkurs: Liebe bei Lukrez, Marc Anton und Octavian

Berühmt–berüchtigt sind Lukrezens Ausführungen über die menschliche Liebesleidenschaft im 4. Buch seines epikureischen Lehrgedichts *de rerum natura*. Nicht allerdings geht es ihm dabei um die Verteufelung von Sexualität, sondern um ihre Reinigung von falschen Vorstellungen und Phantasmagorien, die das Individuum beeinträchtigen.⁹ Um dem Liebeswahn zu entgehen, empfiehlt er die rein physiologische Abfuhr von Lust – übrigens ganz im Einklang mit der kynischen Tradition:¹⁰ „Aber man sollte die Bilder (sc. der geliebten Person) verscheuchen, die Liebe nicht länger | nähren, auf andere Ziele die Leidenschaft lenken, gestauten | Lebenssaft spritzen in andre, beliebig sich bietende Leiber, | sollte indes das Begehren nie sparen für *eine* Person nur, | dadurch mit Sicherheit Sorge und Qual sich auf Dauer bewahren! | Wird solch Geschwür noch genährt, so verschlimmert es sich, ja es nistet | tiefer sich ein, der Wahnsinn verstärkt sich täglich, die Schmerzen | steigern sich, stillst du nicht gleich den Kummer durch

frischere Reize | oder betäubst ihn schon vorher durch wechselnde Liebesgenüsse.“¹¹

Das Ziel dieser *Venus vulgivaga* ist *tranquillitas animi*. Lukrezens Gewährsmann EPIKUR empfiehlt tatsächlich ein weitgehend freies Ausleben der Triebe, schränkt allerdings seine Umsetzung in die Praxis durch eine Vielzahl von Bedingungen ein: „Ich habe vernommen, daß bei dir die Bewegung des Fleisches nach dem Genusse der Liebe besonders heftig drängt. Wenn du nun den Gesetzen nicht zuwiderhandelst, die gute gegebene Sitte nicht verletzest, keinen von deinen Nächsten betrübst, das Fleisch nicht aufreibst und das zum Leben Notwendige nicht verbrauchst, dann folge deinem Wunsche, wie du willst. Es ist allerdings undenkbar, daß du nicht an eine der genannten Schwierigkeiten stößt. Denn die Liebesdinge haben noch niemals genützt; man muß zufrieden sein, wenn sie nicht geschadet haben.“¹²

Dass diese ursprünglich philosophische Haltung als abgesunkenes Kulturgut vitalistisch-hedonistisch ausgelegt bzw. ausgelebt werden konnte, zeigt schlaglichtartig ein von SÜETON überlieferter Brief des MARCUS ANTONIUS an OCTAVIAN, den späteren Kaiser und selbsternannten Sittenwächter Augustus: „Was hat zu deiner Sinnesänderung geführt? Etwa, weil ich bei der Königin (sc. Kleopatra) schlafte? Sie ist meine Frau. Habe ich denn erst jetzt damit angefangen, vielmehr nicht schon vor neun Jahren? Und du selbst, schläfst du nur bei der Drusilla (sc. Livia)? Ich wette auf dein Leben, dass du, wenn du diesen Brief liest, bereits Tertulla oder Terentilla oder Rufilla oder Salvia Titisenia oder alle zusammen gehabt hast. Kommt es denn überhaupt darauf an, wo und bei welcher man seine Lust befriedigt?“¹³

CHRISTOPH MARTIN WIELAND glaubte noch, seine Leser vor derartigen Zynismen schützen zu müssen. Deshalb übersetzte er die hier interessierende Horaz-Satire 1,2 nur bis zu Vers 63. In seiner Begründung geht er wohl zu Recht davon aus, dass im Umfeld des augusteischen Kaiser- und Musenhofes ein sehr freizügiger Liebesdiskurs selbstverständlich war:¹⁴

„Weder unsere Sitten noch unsere Ohren würden diesen Grad von altrömischer Freyheit, und die etwas cynische Laune, welcher Horaz

hier den Zügel schiessen läßt, ertragen können; wiewohl ich versichert bin, daß (den jungfräulichen Virgil vielleicht ausgenommen) niemand an Mäcens Tafel saß, oder den Zutritt zu seiner vertrautern Gesellschaft hatte, dem der Witz und die Laune in diesem ganzen Stücke eine Schaamröthe abgejagt hätte. Die Rücksicht auf das, was ein Schriftsteller unsrer Zeiten der Ehrbarkeit und Anständigkeit schuldig ist, hat mir selbst in der Hälfte, deren Übersetzung ich gewagt habe, mehr als einmal in Wendungen und Ausdrücken weniger Treue, als ich mir sonst erlaube, zur Pflicht gemacht.“¹⁵

Jedenfalls sollte der Exkurs die philosophische Grundierung der horazischen Liebeskonzeption verdeutlicht haben, in der sich epikureische und kynische Lehre treffen.

Wurde oben festgestellt, wie Martial Catulls Liebesauffassung durch wörtliche Anspielung in sein Epigramm integriert, so geschieht dies ebenso mit Horaz. Dessen Dekret *namque parabilem amo Venerem facilemque* greift Martial auf im Begriff des *nimis facilem*. Außerdem erweist sich vor diesem Hintergrund die Anrede des Pseudonyms *Flacce* nun als deutliche Anspielung auf den augusteischen Dichter Q. Horatius Flaccus. Der kaiserzeitliche Epigrammdichter stellt also durch wörtliche Anspielungen auf Catull und Horaz die zwei konträren Positionen der pathetisch-sentimentalen Liebesvorstellung der Neoteriker bzw. Elegiker und der philosophisch-materialistischen der Epikureer bzw. Kyniker gegenüber und tritt so in einen intertextuellen Diskurs mit seinen berühmten lyrischen Vorläufern und Vorbildern ein.

Nec volo quod cruciat nec volo quod satiat – Martial verwirft sowohl die präelegisch-masochistische Haltung Catulls wie die horazische Empfehlung der Nutzung leicht verfügbarer sexueller Objekte. Wie angedeutet, verrät er aber nicht explizit, wie ein dritter Weg als Alternative zu den zitierten Extremen aussehen könnte. Ob eine solch existentielle Aussage überhaupt intendiert ist, kann zumindest bezweifelt werden. Der Sachverhalt ist noch komplexer, wenn man annimmt, dass Martial sich zusätzlich von einem Epigramm seines spanischen Landsmannes Seneca hat inspirieren lassen.

IV. Seneca, Epigramm 60

(= Anth. Lat. 453 Riese)

Sic me custodi, Cosconia, neve ligata

vincula sint nimium neve soluta nimis.

Effugiam laxata nimis, nimis aspera rumpam.

Sed neutrum faciam, commoda si fueris.

Pass' so auf mich auf, Cosconia, dass weder allzu straff | die Fesseln sind noch allzu locker. | Den allzu gelockerten werde ich entschlüpfen, die allzu fest geknüpften sprengen. | Aber keins von beiden werd' ich tun, wenn du die Mitte zu wahren weißt.

Das Epigramm handelt von der Empfehlung des Ich-Sprechers an eine Geliebte, die Mitte zwischen eifersüchtig-possessivem und gleichgültigem Verhalten ihm gegenüber zu wahren. Die Konsequenzen für beiderlei Fehlverhalten werden im Bild der Fessel expliziert: Ist sie zu straff angelegt, wird der Geliebte sie zerreißen, d. h. die Beziehung gewaltsam beenden (*rumpam*), ist sie zu locker, wird er die Beziehung unterlaufen (*effugiam*), etwa durch Untreue.

Ist die Thematik auch von Martials Epigramm verschieden, fallen doch strukturelle Gemeinsamkeiten ins Auge: Die Darstellung zweier Extreme als These und Antithese und die Mitte zwischen beiden als Synthese. Dem martialischen *medium* bzw. *inter utrumque* entspricht das senecaische *neutrum* bzw. *commoda*, der Modus, das Maß, die goldene Mitte, die *aurea mediocritas*. Auf stilistischer Ebene findet sich die Parallele der Antithese in der Versmitte: Wie bei Martial *nimis facilem difficilemque nimis* chiasmisch aufeinandertreffen, so bei Seneca die stilistisch vergleichbare Fügung *laxata nimis, nimis aspera*. Es ist immerhin denkbar, dass Martial sich von Technik und Liebesthematik dieses Epigramms für die Gestaltung von 1, 57 hat inspirieren lassen.

V. Martialis lusor

Die Vermutung liegt nahe, dass es Martial mit dem Epigramm 1, 57 nach dem Prinzip der *imitatio* und *aemulatio* vorrangig um ein literarisches Kräfteressen mit Catull und Horaz ging, bei dem die Diskussion der Alltagstauglichkeit beider Liebeskonzeptionen in den Hintergrund

tritt. Das Fehlen einer explizit ausgeführten Alternative kann als Beleg dafür aufgefasst werden. Im Vordergrund des Interesses steht so das artistisch-intertextuelle Spiel, das der gebildete Leser goutieren soll – dass das Epigramm auch auf einer lebensweltlichen Ebene gelesen werden kann, zeigt die Meisterschaft von Martials Dichtung einmal mehr.

Anmerkungen:

- 1) Übersetzung von W. Hofmann. *Martial Epigramme*, Frankfurt am Main/ Leipzig 1997.
- 2) So findet sich der Text beispielsweise in der für Grund- und Leistungskurs geeigneten ratio-Reihe „Satire und Lyrik“, Bamberg, 1998, 2. Auflage, S. 28. Nicht berücksichtigt ist dies Epigramm in den Martial-Schulausgaben von Gößwein bzw. Offermann. Bei U. Walter. *Martial, Epigramme*, wird c. 1, 57 nur am Rande zur Erklärung von 10, 47, 10 herangezogen.
- 3) Syndikus, *Catull III*, S. 59 zu *excrucior*: „Die Wahl des Wortes ist treffend. Es wird durchaus auch sonst als Bezeichnung seelischen Leidens verwendet, weil aber die wörtliche Bedeutung eines buchstäblichen Martens immer lebendig blieb, hat es von daher einen schweren Klang ...“
- 4) Über die ironische Vielschichtigkeit dieser Satire vgl. E. Lefèvre, *Horaz. Dichter im augusteischen Rom*. München 1993, S. 93f.: „Vielmehr stellt sie (sc. *serm.* 1,2) ein überaus geistvolles Stück Literatur dar, in dem sowohl die Kyniker als auch Cato verspottet, Kallimachos und Philodem von Gadara wörtlich zitiert, Lucilius weitergeführt und Horaz' eigene *aurea mediocritas* parodiert werden.“
- 5) Heinze-Kiessling, *Q. Horatius Flaccus. Satiren*, Nachdruck 1968, S. 24.
- 6) Übersetzung von O. Weinreich. *Hor. serm.* 1,2, 105ff.: *leporem venator ut alta | in nive sectetur, positum sic tangere nolit, | cantat, et adponit, meus est amor huic similis: nam | transvolat in medio posita et fugientia captat.*
- 7) Übersetzung O. Weinreich. *Hor. serm.* 1,2, 109ff.: *hiscine versiculis speras tibi posse dolores | atque aestus curasque gravis e pectore tolli? | nonne, cupidinibus statuat natura modum quem, | quid latura sibi, quid sit dolitura negatum, | quaerere plus prodest et inane abscindere soldo?*
- 8) Übersetzung O. Weinreich. *Hor. serm.* 1,2, 114ff.: *num tibi cum faucis urit sitis, aurea quaeris | pocula? num esuriens fastidis omnia praeter | pavonem rhombumque? tument tibi cum inguina, num, si | ancilla aut verna est praesto puer, impetus in quem | continuo fiat, malis tentigine rumpi? | non ego: namque parabilem amo Venerem facilemque.*
- 9) Vgl. W. R. Johnson. *Lucretius and the modern world*, London 2000, S. 45f.: „...Lucretius makes sex and being married with children the catalyst of the start of civilisation (5.1011-18). (...) For that to happen, the phantasms and the images that foster them must be exorcised. It is a slow process, like water dripping on a stone, eroding the bad pictures and the bad passions they nourish.“
- 10) Vgl. G. Luck. *Die Weisheit der Hunde. Texte der antiken Kyniker*, Stuttgart 1997, S. 22: „Hunger, Durst und andere natürliche Bedürfnisse soll man auf die einfachste, billigste Weise befriedigen. Dieses Prinzip wird auch auf den Sexualtrieb angewendet. Einfacher und billiger als ein Besuch im Bordell ist nur die Selbstbefriedigung. Das wird mit aller Offenheit und ohne Rücksicht auf die Empfindlichkeiten der wohl-anständigen Bürger ausgesprochen.“
- 11) Übersetzung von D. Ebener. *Lucr.* 4, 1063ff.: *sed fugitare decet simulacra et pabula amoris | abstertere sibi atque alio convertere mentem | et iacere umorem collectum in corpora quaeque | nec retinere, semel conversum unius amore, | et servare sibi curam certumque dolorem. | ulcus enim vivescit et inveterascit alendo | inque dies gliscit furor atque aerumna gravescit, | si non prima novis conturbes vulnura plagis | vulgivaque vagus Venere ante recentia cures.*
- 12) *Sententiae Vaticanae* 51, zitiert aus O. Gigon. *Epikur. Von der Überwindung der Furcht*, München 1983, S. 110f. Vgl. M. Erler, *Die Zeit vom 1.07.1999* „Leben wie ein Gott auf Erden. Epikur oder: Wie man glücklich wird“: „Epikurs Weg zum Glück führt nicht über sinnlose Maximierung von Lust, sondern bedient sich der Vernunft und orientiert sich an Maß und Grenze. Epikur verlangt Askese, meint dabei aber nicht radikalen Verzicht, sondern kluges Abwägen. Epikur also als Vertreter einer Lebensart: Dies trifft in der Tat eine Grundintention seiner Lehre. Askese als Übung im Reduzieren der Bedürfnisse und als kalkuliertes Tauschgeschäft: Verzicht ist geboten, wenn negative Folgen den Lustgewinn schmälern.“
- 13) Übersetzung R. Till. Stuttgart 1939. *Sueton, Aug.* 69: *Quid te mutavit, quod reginam in eo? uxor mea est. Nunc coepi, an abhinc annos novem? Tu deinde solam Drusillam inis? ita valeas, uti tu, hanc epistulam cum leges, non inieris Tertullam aut Terentillam aut Rufillam aut Salviam Titiseniam aut omnes. An refert, ubi et in qua arrigas? Vgl. dazu im übrigen die Auffassung, die Horaz doppelt gebrochen als Referat des Sklaven Davus über die Lehre des *ianitor Crispinus* wiedergibt, *serm.* 2,7,47ff.: *acris ubi me | natura intendit, sub clara nuda lucerna | quaecumque excepit turgentis verbera caudae | clunibus ...**
- 14) Vor diesem Hintergrund könnte die augusteische Liebeslegie als auch im Blick auf den Kaiserhof konzipierte Gegenwelt akzentuiert werden. Ihre Kategorien des *foedus aeternum* und des *servitium amoris* stellen das exakte Gegenmodell zu der im Exkurs skizzierten zeitgenössischen Liebesauffassung dar.
- 15) Chr. Martin Wieland. *Horazens Satiren*, Nördlingen 1985, S. 46.

MICHAEL LOBE, Bamberg

... was du da treibst – zu Martial III 71

Lex haec carminibus data est iocosis, | ne possint, nisi pruriant, iuvare (I 35,10-11), verkündet Martial gleichsam apodiktisch, und so wurde ihm immer wieder der Vorwurf der Obszönität, der bezweckten Unzüchtigkeit gemacht. Wenig beachtet wurde bisher, dass auch ein Umkehrschluss möglich ist: Obszöne Gedichte¹ stehen unter dem Gesetz, Spaß zu machen, wenn sie nur voller Witz stecken – so könnte die Umformung lauten. Das wird an einem Einzeldistichon aufgezeigt, stellt es doch innerhalb der Gattung „einen Text dar, der bei extrem geringer Ausdehnung ein abgeschlossenes, einheitliches, selbständiges Ganzes bildet“² und auf einem Minimum an Raum ein Maximum an Witz, Sarkasmus und Ironie, an Wortspielereien, Erwartung und Aufschluß bietet. Zugleich will das Einzeldistichon durch das Ungesagte anregen, die notwendigerweise vorhandenen Leerstellen und Zwischenräume – oft nach dem Gustus des Dichters – zu füllen. Unvollständige, bruchstückhafte Mitteilungen erzeugen Neugier, halten den Leser dazu an, Bögen zu schlagen und Verbindungen herzustellen. Ein solches Distichon ist III 71, das bisher wenig Kommentierung und Deutung³ gefunden hat:

*Mentula cum doleat puero, tibi, Naevole, culus,
non sum divinus, sed scio quid facias.*

Während das Glied deinem Burschen schmerzt, dir aber, Naevolus, der After, | bin ich kein Hellseher, aber ich weiß, was du treibst.

Mentula eröffnet das Distichon und fixiert den Leser sogleich auf die erotische Ebene: in dem Gedicht kann es nur um dieses Thema gehen. Da *mentula* Träger der Handlung und gewissermaßen Hauptperson darstellt, bildet sich Spannung auf die Frage, was das Glied tut. Der Leser erwartet eine witzige, kleine Episode. *Cum* läßt verweilen, bildet also ein retardierendes Moment, ohne Spannung und Erwartung zu senken. *Doleat* geht mit *mentula* eine ungewöhnliche Verbindung ein, wobei noch unbestimmt bleibt, wieso das Glied schmerzt. Es wird aber schon hier Schadenfreude gesucht. Das folgende *puero* bildet mit *doleat* einen Gleichklang, der beide Worte rhythmisch aufeinander bezieht und nach vorne treibt. Der Kontext beschreibt und

identifiziert den *puer* als *pedicator*. Zugleich wird Spannung auf den Sexualpartner geschaffen. Das sich anschließende *tibi* bildet das Gegenstück zu *puero*.⁴ Das Pronomen impliziert hier die spätere Auseinandersetzung (in der Ich-Form) mit der betreffenden Person. *Naevole* nimmt *tibi* in direkter Anrede auf und konkretisiert es als Person mit einem Namen, der in sich vieldeutig ist: *Naevolus*⁵ ist selbst ein kleines Muttermal, ein Schandfleck oder eine kleine Hämorrhoid.⁶ Seine Entlarvung ist immer offensichtlicher, sein Handeln wird schrittweise aufgedeckt. Mit *culus* schließt der Vers. *Naevolus* ist als *pedicatus* erkannt, der Leser zieht rückwirkend *cum* und *doleat* in den zweiten syntaktischen Abschnitt und schaltet parallel. Asyndeton und Ellipse schnüren die beiden Nebensätze eng zusammen.

Dabei ist weniger zu denken, „wie der „Schwanz“ des *puer* den „Arsch“ des *Naevolus* penetriert“⁷, also „etwas Stimulierendes“⁸ aus dem Hexameter zu ziehen, sondern das Ungesagte hat mit Verhöhnung zu tun. *Naevolus* setzt alles daran, sein Tun zu verschleiern: *mentula* und *culus* bilden somit die weiteste Sperrung⁹, sollen keinesfalls aufeinander bezogen werden. Somit treffen in chiasmischer Form gerade *puero* und *tibi* an der Caesur zusammen, kleben gleichsam aneinander. Die Verschleierung geht nicht auf, wandelt sich nachträglich zur Selbstentlarvung. *Naevolus* hat wohl noch keinen *culus tritus* und (oder) sucht sich einen *puer* mit einem zu großem Glied.¹⁰ Die Hämorrhoiden zwingen ihn, sich zu kratzen, um dem Juckreiz zu begegnen. Das soll der Leser vor sich sehen. Hier wird Häme und Schadenfreude gesucht, zugleich auch der Pentameter inhaltlich vorbereitet. Die sexuelle Ebene und Szenerie ist abgeschlossen, es stellt sich die Frage, wie das Distichon eine neue Perspektive gewinnen kann.

Non sum führt zu einem Personenwechsel, das Dichter-Ich bringt sich in das Spiel. Es wird Spannung zu der Frage aufgebaut, wer oder was ich nicht bin. Der Klang der molossischen Wortform *divinus*¹¹ vor der Versfuge zwingt innezuhalten. *Divinus* ist ein Wort in erhabener Bedeutung. Ein Themenwechsel findet statt. Eine religiöse Ebene überlagert die derb erotische, und beide verschmelzen. Dem Leser steht das Gottesprädi-

kat der Allwissenheit vor Augen¹², das aber durch *non sum* rückwirkend seine Einfärbung erhält. Auf der ironischen Ebene lautet der Satz: ich brauche nur ein Mensch zu sein. Auf *Naevolus* bezogen: ich brauche nicht alles zu sehen und zu wissen, sondern (bei dir) nur zwei Augen. Das alliterierende *sed scio* wirkt einschneidend, triumphierend und zugleich feststellend. Der Dichter ist vom Sehen zum Wissen gelangt. Was nun folgt, ist nur die Realität. Mit dem Choriambus *quid facias*, eine höhnische Tragödienparodie, schließt das Poem und kehrt in der Du-Form zu *Naevolus* zurück. Der Pentameter deklassiert sein verstecktes Treiben bestenfalls zur menschlichen Komödie.

In dem Einzeldistichon benutzt Martial die Thematik Sexualität und Obszönität weniger dazu „aufzugeilen“ (I 35,11), vielmehr steht sie im Dienst eines facettenreichen Witzes. *Naevolus* wird durch Höhen und Tiefen, Gattungen und Brechungen „getrieben“, um ihn am Ende seinem Treiben zu überlassen. Der Leser darf den vierzehn Worten des Distichons genüsslich folgen und zugleich seiner Phantasie Raum schenken.

Anmerkungen:

- 1) Es ist nur eine kleine Auswahl zu der Literatur, die Martials erotische Epigramme behandelt, möglich: J. P. Sullivan, *Martial's Sexual Attitudes*, *Philologus* 123, 1979, 288-302; E. Meyer-Zwiffelhofer, *Im Zeichen des Phallus. Die Ordnung des Geschlechtslebens im antiken Rom* (Historische Studien 15), Frankfurt a.M./New York 1995; H. P. Obermayer, *Martial und der Diskurs über männliche „Homosexualität“ in der Literatur der frühen Kaiserzeit* (Classica Monacensia 18), Tübingen 1998.
- 2) Umfassend M. Lausberg, *Das Einzeldistichon* (Studia et testimonia antiqua: 19), München 1982, hier 13.
- 3) E.M.W. Kuppe, *Sachwitz bei Martial*, Diss. Bonn 1972, 105f.; Obermayer (o. Anm. 1) 243; N. Holzberg, *Martial und das antike Epigramm*, Darmstadt 2002, 111f.

- 4) Durch das Aufeinandertreffen von *puero* und *tibi* entsteht zuerst der Eindruck eines zweigliedrigen Asyndeton (Parodie auf die Funktion des asyndeton sollemne). Durch den Verzicht auf die Wiederholung von *cum* und *doleat* wird die Wesentlichkeit betont, die Zusammenstellung beider Nebensätze ist bis auf das Nötigste reduziert. Die asyndetische Voranstellung hat auch die Wirkung, später den (die) erklärenden Hauptsatz(-sätze) hervorzuheben. Die Funktion des asyndeton causale wird auf den Kopf gestellt. Vgl. dazu R. Kühner / C. Stegmann, *Grammatik der lateinischen Sprache* (Zweiter Teil: Satzlehre, 2. Band), Hannover 1971, 148-159, bes. 149 u. 158. Diese asyndetische Verbindung bei Martial ist einmalig.
- 5) Der Name wird noch I 97. II 46. IV 83 verwendet, in III 95 als *pathicus*. Von *naevus* abgeleitet, siehe W. Schulze, *Zur Geschichte lateinischer Eigennamen*, Berlin u.a. 1964, 436.
- 6) Die Verbindung zum *ficus*-Motiv ist offensichtlich: *Naevolus* hat Hämorrhoiden davongetragen. Siehe dazu V. Buchheit, *Feigensymbolik im antiken Epigramm*, *Rheinisches Museum* 103, 1960, 200-229. Siehe besonders die offensichtliche Verbindung von Analverkehr und Hämorrhoiden in XII 33.
- 7) Holzberg, Martial (o. A. 3) 112.
- 8) Holzberg, Martial 112.
- 9) Die Sperrung ist vergebens, sucht doch der Leser seit *mentula* das Gegenstück, das er zuletzt befriedigt findet.
- 10) Siehe dazu III 73. X 63.
- 11) Die einzige Belegstelle bei Martial; zu *divinus* umfassend ThLL 5.1619.16-1625.37; *divinus* als Seher/Hellseher (ThLL 1625.8-37) seit Cicero, so z.B. prov. 38. nat. 3,14. div 1,111.
- 12) Wobei der Leser erst einmal an einen abstrakten Begriff denkt, sich also wenig vorstellen kann, bis er *divinus* in einer Gedankenkette personifiziert: kein Gott, kein göttliches Wesen, kein Seher, kein Hellseher. Die Pointe sitzt also um so besser, je mehr eigene Vorstellung der Leser einfließen lässt.

MICHAEL WENZEL, Friedberg

Spitzenleistungen

Beratung - Gestaltung - Druck

BÖGL DRUCK

Am Schulfang 8
84172 Buch a. Erlbach
(Gewerbegebiet Niedererlbach)
Tel. 0 87 09/15 65 · Fax 33 19
eMail: info@boegl-druck.de
www.boegl-druck.de

Literatur als grammatikalischer Steinbruch

Gedanken zu adaptierten Texten in lateinischen Unterrichtswerken

Verfasser von Lehrbuchtexten stehen immer vor einem großen Problem: wie weit sind die von ihnen verfassten Lehrbuchtexte authentisches Latein? Natürlich kommen in den Anfangslektionen in der Regel nur „Kunsttexte“ in Frage, und dort werden dann – was methodisch-didaktisch sinnvoll ist – überwiegend Realieninhalte vermittelt. Insoweit muss man sich als Lateinlehrer kaum Gedanken machen über die „literarische Qualität“ des vermittelten Lateins. Ein Blick in die gängigen Unterrichtswerke bestätigt weitgehend diese Auffassung.

Der Befund ändert sich – ich möchte sagen – dramatisch, wenn „Filetstücke“ antiker Literatur den Hintergrund adaptierter Texte hergeben. Hier müssen die Textverfasser doch damit rechnen, dass ihre Kollegen vor Ort die Originalquelle kennen und unwillkürlich Vergleiche ziehen.

Aus meiner Unterrichtspraxis möchte ich nun an zwei exemplarischen Beispielen die Probleme literarischer Adaptionen unter dem Blickwinkel der Vermittlung grammatischer Pensen bewusst machen. Die Beispiele beziehen sich auf das Unterrichtswerk *Lumina*, das an meiner Schule (Latein 2. FS) eingesetzt ist. Es sei an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die folgenden Ausführungen keine Attacke gegen ein spezielles Unterrichtswerk darstellen. Die gleiche Problematik ließe sich auch an anderen Unterrichtswerken demonstrieren!

Ich fange mit einem ganz harmlosen Beispiel an: PHAEDRUS, Fabel IV 3: *De vulpe et uva*. Die adaptierte Fabel steht als Übung 1 zu Lektion 5 im Arbeitsheft 1 des Lehrwerkes *Lumina*. Grammati-

sches Pensum der Lektion 5 ist der Ablativ. Ich setze beide Texte zum Vergleich nebeneinander (Tabelle unten). Textstellen mit Bezug auf das grammatische Pensum sind von mir hervorgehoben.

Es fallen beim Vergleich sofort mehrere Äußerlichkeiten auf:

- Den 4 Versen des Originals mit 24 Wörtern stehen 9 Zeilen mit 46 Wörtern in der Adaption gegenüber.
- Die Adaption unterschlägt das Epimythion des Originals, obwohl es eine weitere Ablativform enthält. Es wird leider auch in der Aufgabenstellung nicht nach der „Moral“ der Geschichte gefragt.
- Als Erzähltext steht die Fabel im Original natürlich im Perfekt bzw. Imperfekt. Da die Erzähltempora in *Lumina* erst ab L 11 thematisiert werden, kann dort nur Präsens stehen.
- Phaedrus kommt in der Fabel ohne eine einzige Wortwiederholung aus. Die Adaption bringt dagegen zahlreiche Wiederholungen: *vulpes parva* (2x), *uva* (5x), *salire* (3x), *tangere* (2x), *matura* (2x)
- Den drei ablativi „*in situ*“ des Originals (*fame*: instr. – *alta in vinea*: loc. – *summis viribus*: soc.) ist ein vierter Ablativ (*magna voce*: instr.) hinzugefügt.

Der Verfasser / die Verfasserin des Textes hat sich, was die Ablative betrifft, bei den ersten drei Ablativen eng an der Vorlage orientiert. Dass *summis viribus* durch *magno labore* ersetzt wird, ist verständlich: die i-Dekl. wird erst in L 21 thematisiert.

Phaedrus	Arbeitsheft
01 Fame coacta vulpes alta in vinea	01 Der Fuchs und die Traube
02 <i>uvam appetebat</i> summis saliens viribus ;	02 <i>Vulpes parva per agros ambulat.</i>
03 <i>quam tangere ut non potuit, discedens ait:</i>	03 Subito in vinea <i>uvam videt.</i>
04 „ <i>Nondum matura est; nolo acerbam sumere.</i> “	04 <i>Gaudet, fame enim aegra est.</i>
05 <i>Qui facere quae non possunt</i> verbis	05 <i>Vulpes parva salit, sed uvam non tangit.</i>
<i>elevant,</i>	06 <i>Itaque iterum salit; magno labore salit.</i>
06 <i>adscribere hoc debebunt exemplum sibi.</i>	07 <i>Uvam autem tangere non potest.</i>
	08 Denique magna voce <i>clamat:</i>
	09 <i>„Uva matura non est.</i>
	10 <i>Uvae maturae me non delectant.“</i>

Unverständlich bleiben aber die *Auslassungen* bzw. die *Erweiterungen* im adaptierten Text gegenüber dem Original, die dem Text den ganzen poetischen Reiz des Originals rauben.

Das fängt schon mit Zeile 02 an, wo der Fuchs mit dem Attribut *parva* charakterisiert wird. Es geht aber im Original gar nicht um die *Größe* des Fuchses – darüber verliert Phaedrus kein Wort, sondern um die *Höhe* der Trauben: *alta in vinea*. Genau dieses Attribut wird jedoch in Z. 03 weggelassen. Als Konsequenz muss also der Fuchs das Attribut *parva* bekommen, um in Z. 05 begründen zu können, dass der Fuchs springt, um an die Trauben heranzukommen. Welchen Informationswert die Wiederholung des Attributs in Zeile 05 hat, bleibt völlig unklar.

In der Adaption heißt es Z. 02 ferner: *per agros ambulat*. Die Formulierung löste bei meinen Schülern der Klasse 6 mehrere Fragen aus: Wieso könne ein Tier „spazieren gehen“? Das sei doch eine menschliche Tätigkeit. Wenn der Fuchs, wie in Z. 04 steht, vor Hunger krank sei, gehe er doch sicher auf Nahrungssuche und nicht spazieren. Wenn er über Äcker spazierte, wie könne er dann dort (Z. 03) plötzlich einen Weinstock sehen? Alles Fragen, die nur durch Erweiterungen entstehen: Im Original ist weder die Rede von Äckern noch von einem Spaziergang.

Probleme hatten die Schüler auch mit dem Singular „*uvam*“ in Z. 03, vor allem ausgelöst durch eine Zeichnung (die zudem noch der falschen Fabel zugeordnet ist). Auf dieser Zeichnung steht ein ausgewachsener Fuchs neben einem Weinstock, der nicht höher als der Fuchs ist. Die beiden Vokabeln *vinea* und *uva* sind in ihrer Bedeutung „abgebildet“, sodass der Schüler zum Schluss kommt, *uva* bedeutet „Weinbeere“, *vinea* „Weinstock“. Daher wurden sie durch den Singular *uvam* in Z. 04 irritiert. Wieso schnappt der Fuchs nur nach einer einzelnen Weinbeere. Zwar steht auch bei Phaedrus der Singular *uva*, aber dort bedeutet das Wort „Weinklotz“.

Die nächste Frage wurde durch die Zeile 04 ausgelöst: wieso ist man krank (*aegra*), wenn man Hunger hat? Auch diese Fragen wirft das Original nicht auf. Dort macht sich eben ein Fuchs in seiner Hungersnot (*fame coacta*) an die Trauben

heran, weil ihm nichts anderes zur Verfügung steht.

Die Zeilen 05 – 07 verstanden die Schüler – die Zeichnung auf S. 20 vor Augen – überhaupt nicht. Wenn der Weinstock nicht höher als der Fuchs ist, wieso muss er dann überhaupt springen, wieso kann er die Trauben nicht erreichen, wozu muss er sich überhaupt anstrengen? Auch sprachlich ist der lateinische Text problematisch: statt *sed non*, bzw. *autem non* wäre doch eher die Adjunktion *neque* bzw. *neque vero* zu erwarten.

Wie plump wirkt doch die dreimalige Wiederholung des *salire* in der Adaption gegenüber dem einmaligen „*saliens*“ im Original, das im Kontext mit der adv. Bestimmung *summis viribus* – dem Plural entspricht in der Adaption leider nur der Singular *magno labore* – und der Opposition zwischen konativem Imperfekt *appetebat* und konstatierendem Perfekt *potuit* dem Leser die wiederholten Sprünge vor Augen führt.

Warum unterschlägt die Adaption den „unrühmlichen“ Abgang (*discedens*) des Fuchses? Warum muss der Fuchs „laut schreien“ (*magna voce clamat*)? Doch nur, um das Original mit einem weiteren Ablativ „anzureichern“. Dabei hätte das Epimythion einen weiteren Ablativ geliefert.

Auch der Fabelschluss in der Adaption entfernt sich leider von dem Original. Während dort der Fuchs mit der Feststellung, dass die Trauben noch unreif sind, und der daraus resultierenden Folgerung: „Saure Trauben mag ich nicht“, seinen Abgang begründet, stellt der Fuchs in der Adaption in einer Tautologie: „*uva matura non est – Uvae immaturae*“ (warum jetzt Numeruswechsel?) zweimal die Unreife der Trauben fest und gibt bekannt, dass ihm unreife Trauben nicht schmecken (*uvae immaturae me non delectant*), ohne eine Begründung dafür zu geben. – Die Umwandlung von *nolo acerbam sumere* zu *immaturae uvae me non delectant* ist verständlich, da die erste Person noch nicht thematisiert ist. Besser aber wäre es sicher gewesen, als Randglosse eine Angabe zu „*nolo*“ zu machen

Nun kann man ja gut kritisieren, ohne Gegenvorschläge zu machen. Abgesehen davon, dass ich eine solche Fabel erst anbieten würde, wenn die Erzähltempora schon thematisiert sind, könnte ich mir trotzdem folgende Adaption vorstellen:

- 01 *Vulpes fame coacta est et alta in vinea*
- 02 *uvam appetere temptat. Itaque summis laboribus salit.*
- 03 *Neque uvam tangere potest. Tum discedit et dicit:*
- 04 „*Uva nondum matura est. Nolo acerbam sumere.*“

Meine Adaption hat nur 29 Wörter, hält sich ganz eng an das Original und enthält gegenüber Phaedrus keine inhaltlichen Zusätze. Auf jeden Fall würde ich mit einer Frage die Schüler die „Moral“ der Geschichte formulieren lassen und auch nach der Textsorte fragen.

Kann man noch bei diesem ersten Beispiel sagen, dass 3 der 4 Ablative durch das Original abgedeckt sind und dass ein Lehrer die Fabel als zusätzlichen Übungstext auch weglassen kann, ergeben sich Komplikationen, wenn der adaptierte Text ein Lektionstext ohne Alternative ist. Ein solches Beispiel sei angeführt mit dem Text aus L 13. Grammatische Pensen dieser Lektion sind

- Akkusativ des Ausrufs
- reflexives und nichtreflexives Possessivpronomen
- Neutrum Pl. des Adjektivs
- *is, ea, id*
- rhetorische Frage.

Textvorlage ist der Brief XVII aus den Heroides des OVID.

Ich gebe zunächst den Lektionstext wieder: (mit Hervorhebung der grammat. Pensen)

- 01 *Helena Paridi salutem dicit.*
- 02 *Te me amare scripsisti.*
- 03 *Te amorem tuum non iam dissimulare posse scripsisti.*
- 04 *Me secreto convenire, me etiam Sparta Troiam abducere cupis.*
- 05 **O te miserum!**
- 06 *Fidem uxoris Menelai sollicitare audes!*
- 07 **Nonne** *iram regis Lacedaemoniorum times?*
- 08 **Is** *quidem te hospitem accepit,*
- 09 *tibi regnum monstravit cunctaque explicavit.*
- 10 *Tu cum eo et uxore eius cenavisti, hospitio eorum usus es.*
- 11 *Nunc Menelaus Spartam negotiorum causa reliquit*

- 12 *et statim tu, infide, eum decipere in animo habes?*
- 13 **Nonne** *te pudet perfidiae tuae?*
- 14 *Me mulierem pulcherrimam orbis terrarum esse scripsisti.*
- 15 **Num** *feminas pulchras leves esse putas?*
- 16 **Num eas** *infidas impudicasque esse censes?*
- 17 **O me miseram!**
- 18 *Tamen irata non sum.*
- 19 **Quis enim eis, qui amant, suscenset** – *si amor verus est?*
- 20 *Sed tuum amorem verum esse non credo.*
- 21 *Amor hospitum numquam firmus est.*
- 22 *Vitam futuram mihi exposuisti:*
- 23 *Troiam urbem magnam et opulentam esse;*
- 24 *vitam iucundam esse, liberam a curis, beatam.*
- 25 *Viri semper montes auri promittunt, sed memoria eis mala est,*
- 26 *saepe verba eorum vana sunt.*
- 27 *Sed crede mihi: neque divitias neque vitam iucundam curo,*
- 28 *quamquam Sparta vita saepe dura est.*
- 29 *Si tecum Troiam irem, id facerem, quod tu mihi places: Pulcher es.*
- 30 **O me miseram! O te miserum!**
- 31 **Cur non prius Sparta venire potuisti?**
- 32 *Te secreto convenire nondum possum, sed fortasse...*
- 33 *Epistulam tibi per Aethram ancillam misi;*
- 34 *si respondere cupis, ei epistulam tuam manda.*
- 35 *Fides eius firma est.*

Ein Vergleich mit den entsprechenden Ovidpassagen zeitigt folgendes Ergebnis hinsichtlich der Präsenz der grammatischen Phänomene

Phänomen	Adaption	Original
Akkusativ des Ausrufs	4	0
reflexives Possessivpronomen	0	0
nichtreflexives Possessivpron.	2	0
Neutrum Plural des Adjektivs	1	3
is, ea, id	12	0
rhetorische Frage	3	3
Suggestivfrage (num, nonne)	4	0

Die einzigen Berührungspunkte bezüglich der grammatischen Phänomene sind die rhetorische

Frage mit jeweils 3 Beispielen und das Neutrum Plural eines Adjektivs, wofür das Original noch zwei Beispiele mehr geboten hätte.

In den übrigen Pensen gibt es keine Deckung, da sie im Original überhaupt nicht auftreten!

Aber auch wenn man den Adaptionstext für sich allein betrachtet, wirft er als solcher eine Menge Fragen auf, die sich jedoch verstärken bei einem Vergleich mit den entsprechenden Ovidpassagen.

Der Brief wird eröffnet mit der Rekapitulation eines Briefes, in dem Paris Helena vier Mitteilungen macht: 1. dass er sie liebt, 2. dass er seine Liebe nicht mehr verheimlichen kann, 3. dass er sich mit ihr treffen will, 4. dass er sie nach Troja entführen will (Z. 01 – 04). Diese Mitteilungen beantwortet Helena mit dem emphatischen Ausruf (Z. 05): *o te miserum*, wofür der Schüler laut Vokabular nur zwei Übersetzungsmöglichkeiten hat: O du Armer! / O du Elender. Sieht man einmal davon ab, dass den meisten Jugendlichen heute das Wort „elend“ sowohl in seiner Bedeutung als auch seiner Verwendung fremd ist, wird er sich bei einer Wiedergabe mit „O du Armer“ nach dem Grund des Mitleids fragen – und keinen finden. Dass der Ausruf als Klage und nicht als Vorwurf interpretiert wird, zeigt die Fragestellung im Übungsteil 2.1: Warum beklagt Helena Paris?

Ab Zeile 06 wird aber deutlich, dass der vorausgehende Ausruf eindeutig als Beschimpfung gedacht ist, was die (unverständliche) Übersetzung „O du Elender“ erfordert. Paris wagt nämlich, die Treue der Gattin des Menelaos zu – ja wie übersetzt man jetzt *sollicitare*? Das Vokabelverzeichnis bietet drei Varianten an: 1. stören 2. beunruhigen, 3. herausfordern, aber keine trifft zu, denn Ovid benutzt in diesem Zusammenhang das Wort in der Bedeutung: „bedrohen, angreifen“. Schwierigkeit bereitet auch die Aufeinanderfolge der Genitive *uxoris Menelai*. Ist nun die Treue der Gattin zu Menelaos (gen. obj.) oder die Treue der Gattin des Menelaos (gen. poss.) gemeint? Und wieso spricht die Briefeschreiberin von sich selbst in der 3. Person? – Das kann in der Klassenstufe 6 ein Schüler nicht verstehen, weil er noch nichts von den Stilmitteln der Dichtung weiß.

Im Original steht das Prädikat im Perfekt – Semideponentien sind in L 13 aber noch nicht

thematisiert – und der Vorwurf ist viel schärfer gefasst: Du hast es, Fremder gewagt, unter Verletzung des heiligen Gastrechts die eheliche (*legitimus*) Treue einer Ehefrau zu bedrohen:

V 003 *Ausus es hospitii temeratis, advena, sacris*

V 004 *legitimam nuptae sollicitare fidem.*

In Z. 07ff. wundert sich Helena in einer emphatischen Frage (*Nonne ...*) über die Furchtlosigkeit des Paris gegenüber dem Spartanerkönig und begründet ihre Verwunderung mit vier Fakten. 1. mit der freundlichen Aufnahme des Paris in Sparta, 2. mit einer „Fremdenführung im ganzen Königreich“ und der „Erklärung aller Dinge“ – eine merkwürdige Rolle des Gastgebers (die auch bei Ovid gar nicht erwähnt wird), 3. dass er mit Menelaos und seiner Gattin gegessen hat und 4. ihre Gastfreundschaft genossen hat. Ovid erwähnt von diesen Fakten nur die gastliche Aufnahme im königlichen Palast:

V 007 *nec tibi, diversa quamvis e gente venires,*

V 008 *oppositas habuit regia nostra fores.*

Tatsächlich aber schrumpfen die vier Fakten bei genauer Betrachtung zu zwei Fakten zusammen, da drei Fakten inhaltlich zusammenfallen: ***Is te hospitem accepit, cum eo et uxore eius cenavisti, hospitio eorum usus es*** meinen alle denselben Sachverhalt. Das Ganze hat nur den Zweck, vier verschiedene Formen des Pronomens „is“ unterzubringen.

In den Zeilen 11ff. setzt Helena die Beschimpfung fort, indem sie das schändliche Verhalten des Paris anprangert, der die Abwesenheit des Gastgebers nutze, diesem Hörner aufzusetzen. Ob er sich nicht dafür schäme. (*Nonne te pudet ...*) Bei Ovid liest sich das ganz anders: Dort dient – übrigens an ganz anderer Stelle – der Hinweis auf Menelaos' Abwesenheit dazu, Paris eindeutig dazu aufzufordern, die Gelegenheit zur Verführung zu nutzen:

V 153 *Lude, sed occulte! Maior, non maxima, nobis*

V 154 *est data libertas, quod Menelaus abest.*

Wo, übrigens, wird in *Lumina* der Genitiv als Objekt nach unpersönlichen Wendungen wie *paenitet, pudet ...* thematisiert?

In den Zeilen 14ff. wirft Helena in einer zweifachen emphatischen Frage (2 x *num*) vor, Paris glaube, schöne Frauen seien per se leichtsinnig,

untreu und schamlos (*leves, infidas, impudicas*), um sich gleich danach über ihr Unglück zu beklagen (*o me miseram*). Bei Ovid liest sich das ganz anders: dort wird Paris mit seinem Ausspruch zitiert:

V 041 *At peccant aliae matronaque rara pudica est.*

Ein Originalvers wird in der Adaption zu drei Zeilen aufgebauscht, um zwei emphatische Fragen und eine Form von „is“ anzubringen.

Z. 18 schließt sich mit einem überraschenden, zum vorhergehenden Inhalt in völligem Widerspruch stehenden Bekenntnis an: *Tamen irata non sum*, auf das die Begründung mit einer rhetorischen Frage folgt: *quis ... suscenset*. Leider verdirbt die Adaption die Ovidvorlage, indem sie den Singular: *amanti* mit einem verallgemeinernden Plural und der Auflösung: *eis, qui amant* vertauscht:

V 035 *nec tamen irascor – quis enim succenset amanti?*

Es geht also nur um die Form *eis*. Warum nicht das Original lassen (mit Wortangabe) oder wenigstens sensibler: *quis viro, qui amat, suscenset?*

Auch die folgende Einschränkung im Konditionalsatz (Z. 19) verliert in der Adaption durch die Verallgemeinerung: *si amor verus est*, wogegen bei Ovid Paris direkt angesprochen wird:

V 036 *si modo, quem praefers, non simulatur amor.*

In Z. 20 drückt Helena genau das Gegenteil dessen aus, was bei Ovid steht. Hier die Überzeugung, dass die Liebe nicht echt (*tuum amorem verum esse non credo*), dort Unsicherheit gepaart mit Vertrauen:

V 037 *hoc quoque enim dubito – non quod fiducia desit.*

Die Feststellung der Zeile 21 steht bei Ovid in einem ganz anderen Zusammenhang. Dort ist davon die Rede, dass die gegenseitige Liebe vielleicht doch noch unterdrückt werden kann, weil sie erst am Anfang steht:

V 189 *Dum novus est, potius coepto pugnemus amori!*

V 190 *flamma recens parva sparsa resedit aqua.*

V 191 *Certus in hospitibus non est amor; errat, ut ipsi,*

V 192 *cumque nihil speres firmitus esse, fuit.*

In den Zeilen 22 – 26 schildert Helena Paris' Versprechungen für ein künftiges Leben in Troja, um gleich danach zu zeigen, was sie von Versprechungen der Männer hält. Die Männer, die Berge von Gold versprechen, mit schlechtem Gedächtnis (*eis mala memoria est*) und prahlerischen Sprüchen (*verba eorum vana sunt*), reduzieren sich bei Ovid auf einen einzigen Vers:

V 040 *verba dicuntur vestra carere fide.*

In der aufgeblähten Version konnten immerhin wieder zwei Formen von „is“ untergebracht werden.

Auch die Antithese: in Troja Reichtum und angenehmes Leben – in Sparta hartes Leben (Z. 27/28) liest sich bei Ovid ganz anders: dort heißt die Antithese (V 063/4) in Sparta weniger Reichtum und Bevölkerung – in Troja: Barbarei.

V 063 *Si iam divitiis locus hic numeroque virorum*

V 064 *vincitur, at certe barbara terra tua est.*

In Z. 29 spielt sie mit einem unrealen Bedingungsgefüge – obwohl der Irrealis erst 14 Lektionen später folgt! – mit dem Gedanken, Paris nach Troja zu folgen, und gibt als einziges Motiv seine Schönheit an.

Bei Ovid ist der Gedankengang jedoch ein Blick in die Zukunft, ohne dass damit die Schönheit des Paris als Entscheidungsmotiv verknüpft wird:

V 205 *An sequar, ut suades, laudataque Pergama visam,*

V 206 *pronurus et magni Laomedontis ero?*

Den Schluss leitet Helena mit einer Doppelklage (*O me miseram – O te miserum* Z. 30) ein, die es bei Ovid nicht gibt – auch nicht in wiederholter Form –, und dem Bedauern (in Form einer rhetorischen Frage), dass Paris nicht schon früher gekommen ist (Z. 31). Bei Ovid steht dasselbe am Ende des ersten Briefdrittels in Form eines unrealen Konditionalgefüges:

V 103 *Tunc ego te vellem celeri venisse carina,*

V 104 *cum mea virginitas mille petita procis.*

V 105 *Si te vidissem, primus de mille fuisses.*

Auch der Briefschluss selbst (Z. 33ff.) muss in der Adaption noch einmal erhalten, zwei Formen von „is“ zu platzieren, während bei Ovid zwei Dienerinnen (Aethra und Clymene) dafür sorgen werden, ein Rendezvous mit Paris zu vermitteln:

V 267 *Cetera per socias Clymenen Aethramque loquamur,*

V 268 *quae mihi sunt comites consiliumque duae.*

Was der adaptierte Helenabrief bietet, ist

- im **O r i g i n a l** ein „Meisterstück der Darstellung seelischer Vorgänge und von zwischen den Zeilen versteckten Botschaften unter Einbau einer verlogenen Tugend- und einer echten Liebeslehre. Helena gibt sich zuerst empört, dann beeindruckt vom guten Aussehen des Verehrers, will sich aus gespielter Frömmigkeit und ungläubigem Staunen und gleichzeitig voller Stolz dem Parisurteil beugen, gibt ihre Schwäche zu, entlarvt ihre Heuchelei mit dem Rat, es im Stillen zu treiben, spielt die Unschuld vom Lande, sieht sich schon auf der Fahrt nach Troja ohne Rücksicht auf den für sie sicheren Krieg und bietet schließlich, als ihr Daumen vom Schreiben schon müde ist, ein Rendezvous durch die Dienerinnen an, die in Troja dabei sein werden.“¹ – und damit eine **h o f f n u n g s l o s e Ü b e r f o r -**

derung der Schüler einer 6. oder 7. Klasse. Ich frage mich, ob Schüler in Klasse 6/7 im 1. oder 2. Lernjahr Latein (2. FS) einen solchen Brief verstehen können, der nur auf dem Hintergrund des entsprechenden Parisbriefes interpretierbar ist.

- in der **A d a p t i o n** eine grausame Zerstückelung und ein jeder Textkohärenz widersprechendes Zusammenpuzzeln von Originalfetzen.

Literatur wird unweigerlich zerstört, wenn sie zur „Anreicherung eines Originaltextes mit grammatischen Pensen“ **m i s s b r a u c h t** wird. Ein gerütteltes Maß an dem „Unverständnis gegenüber Lateintexten“, das wir bei unseren heutigen Schülern beklagen, rührt eben von solchen „**U n - T e x t e n**“ in vielen Lehrbüchern, die das Gefühl wecken müssen: „Latein ist, wenn man nichts versteht.“

- 1) Bruno W. Häuptli, *Liebesbriefe – Heroides – Epistulae*, Zürich (Artemis & Winkler) 1995, S. 323

WALTER SIEWERT, Saarbrücken

Die kulturgeschichtliche Bedeutung der literarischen Partialrezeption in der Spätantike bzw. im Frühmittelalter (1. Teil)

Rezeption ist ein permanenter kulturgeschichtlicher Vorgang von elementarer Bedeutung. Leider aber erfährt er nicht immer die Selbstverständlichkeit einer differenzierten Betrachtung, eines hermeneutischen Verstehens und einer historiographischen Würdigung. Das hatte schon zur Folge, dass es über Spätzeiten von Epochen zu unmöglichen Urteilen kam. Ein solches soll hier in einem theoretischen und einem historischen Teil zur Sprache kommen.

Theoretischer Teil

Der Begriff „Rezeption“

Rezeption ist die geistige Aufnahme und ggf. innere Aneignung eines wortkünstlerischen, tonkünstlerischen oder bildkünstlerischen Werkes. Aufnehmender ist der Leser, der Zuhörer bzw. der Betrachter. Ästhetischer Reiz, Informationsbedürfnis, Bildungswille usw. treffen als Motive

sehr häufig zu. Er kommt in der Regel durch eine Reihe von Partialrezeptionen schließlich zu einer Totalrezeption. Aufnehmender kann aber auch jemand sein, der selbst an einem eigenen Werk arbeitet, in welchem er aus dem, was er gelesen hat, zitiert und ggf. dazu anerkennend oder ablehnend Stellung nimmt. Hier liegt anders als oben nicht eine vorläufige, sondern eindeutig eine abgeschlossene und nicht erweiterungsbedürftige Partialrezeption vor.

Spezieller ist noch eine weitere Art der abgeschlossenen Partialrezeption. Es ist diejenige Art, die nicht darin besteht, dass ein Rezipient ein ihm vorliegendes Werk nur zitiert und kritisiert, sondern einen ganz bestimmten Begriff, einen Gedanken, eine Lehre, einen Mythos oder ein sonstiges Gedankengebilde bzw. Bildmotiv bzw. Architekturelement in sein eigenes Werk integriert, und das nicht als bloße Reminiszenz, sondern weil er in einer Symbiose seiner eigenen Wertvorstellungen und Ideen mit dem rezipier-

ten Element eine neue Gestaltung sieht. Auch diese Partialrezeption ist keine vorläufige, weil etwa erweiterungsbedürftige, sondern eine klar begrenzte Rezeption. Auch sie dient ja nicht der weiteren Erschließung des vorliegenden Werkes innerhalb eines Verstehensprozesses, sondern setzt den Abschluss dieses Prozesses bereits voraus und entsteht erst jetzt.

So lebt SENECA in der stoischen Philosophie, aber mit Ausnahme der anthropologischen Lehre von Seele und Körper und der theologischen Lehre über Gott und seine Weltimmanenz. In diesen beiden Lehren überzeugt ihn der weltanschauliche Optimismus der Stoa nicht, sondern vielmehr die spätplatonische Lehre von Seele und Körper. Er rezipiert sie aus der Überlieferung, nicht jedoch die bei PLATON damit zusammenhängende Lehre von Weltseele und Weltkörper, obwohl die stoische Auffassung von der praestablierten Harmonie der Welt für ihn nicht selbstverständlich gewesen sein kann. Gott ist für Seneca sowohl transzendent als auch immanent. Bei Gott findet die Seele am Todestag des Körpers, den Seneca als den „Geburtstag zum Leben“ bezeichnet, ihr Fortleben. Er geht in der Theologie noch weiter und schreibt Gott viele persönliche Züge zu.¹

Wenn Werke der Vergangenheit aus Motiven des Interesses, des Wissenserwerbes etc. total bzw. partial übernommen werden, handelt es sich um eine „einfache Total- bzw. einfache Partialrezeption“. Wenn ein Kritiker sich äußert, hat auch er zuvor die gegnerische Ansicht in „einfacher Total- bzw. einfacher Partialrezeption“ zur Kenntnis genommen. Wenn aber ein Rezeptionsgut durch eine Symbiose mit neuen Wertvorstellungen und Ideen in das eigene Denken integriert wird und ein neues Werk mit neuem Sinngehalt vollendet wird, etwa ein literarisches, bildkünstlerisches, architektonisches oder philosophisches Werk oder gar eine Gestaltung der persönlichen Selbstbildung und Persönlichkeitsformung, dann sprechen wir von „produktiver Partialrezeption“. Über letztere wollen wir hier nachdenken. Der Verlauf der Architekturgeschichte, etwa vom Parthenon zum Pantheon, könnte uns das zunächst sehr anschaulich vorführen. Wir müssen uns jedoch auf die Literatur beschränken. Dort wie

hier ist es angebracht, natürlich nicht von der Logizität eines Prinzips auszugehen, sondern von der Faktizität der Überlieferung und ihrer Begrifflichkeit.

Die Art des Verstehens einer früheren Zeit und die Praxis der Rezeption

Rezeption kann zuerst einmal ein Erlernen der fremden Kultur durch Begreifen und später ein allmähliches Hineinwachsen durch Verstehen sein, wie das im republikanischen und kaiserlichen Rom gegenüber der griechischen Kultur, im Früh- und Hochmittelalter gegenüber der römischen Kultur geschah. Aus literarischem Interesse kann es ein Hineinarbeiten in die Überlieferung der fremden Kultur sein, wie etwa bei CICERO ein Hineinarbeiten in die griechische Philosophie, um sie dann in seinen eigenen Werken darzustellen, natürlich zugeschnitten auf römische Verhältnisse.

Wenn Rezipienten zunächst nur auf eine frühere Epoche oder auf eine frühere Kultur zurückblicken, beginnen sie schon den Prozess des geschichtlichen Verstehens, können dabei aber wie bei jedem geschichtlichen Verstehen nicht anders, als von ihren eigenen Wertvorstellungen ausgehen, und kommen so zu einem Verstehen dieser Epoche, das nicht mit deren Selbstverständnis oder deren Historiographie übereinzustimmen braucht. Man spricht dann vom „Bild“, das diese Rezipienten gewonnen haben. Bekannt ist das „Antikebild“ des westlichen Mittelalters, das der italienischen Renaissance und das der deutschen Klassik. Hier haben also von einer Epoche mehrere nachfolgende Epochen (in Wirklichkeit jeweils eine Reihe ihrer Autoren) ihr Bild gewonnen. Dieses Bild ist für eine Partialrezeption maßgebend. Dem Historiker stellt sich alsdann die Aufgabe zu verstehen, wie sich im Rückblick auf diese gewonnenen Bilder einer einzigen Epoche nur äußerlich eine Reihung ergibt, in Wirklichkeit aber eine geschichtliche Entwicklung des Verstehens der Antike.

Die Renaissance hat entgegen manchen Darstellungen nicht nur auf die Antike, sondern ebenso auf das Mittelalter zurückgeblickt und rezipiert, natürlich wesentlich anders als später die Romantik. Sie hat z. B. die aristotelischen

Schriften, die im Hochmittelalter so großes Aufsehen erregt und das weltanschauliche Denken dieser Zeit begrifflich zum Ausdruck gebracht hatten, neu ins Lateinische übersetzt und an Universitäten gelesen. Daneben wirkte ebenso die scholastische Theologie bis in die Neuzeit hinein. Die lauten Angriffe einiger Humanisten gegen das Mittelalter gingen von ganz anderen Interessen aus und richteten sich gegen dessen Stil und die Beschäftigung mit ihnen uninteressant erscheinenden Problemen, aber ohne dass von den Humanisten ein Gegenbeitrag geliefert worden wäre. Diese in der Historiographie zu einseitig und zu hoch eingeschätzten Angriffe haben nicht die ihnen oft zugeschriebene Bedeutung einer „allgemeinen Ablehnung des Mittelalters“ und auch nicht die einer Epochensignatur. Aussagen von Zeitzeugen können nur selten den Anspruch erheben, von tragender historiographischer Bedeutung zu sein. „Ihr Bewußtsein einer neuen Zeit“ basiert auf einem noch viel zu kleinen Blickfeld, um der Gefahr einer Selbsttäuschung zu entgehen.

Für das Verstehen ist grundsätzlich aber nicht nur auf eine Glorifizierung, sondern auch auf eine wirklich begründete Ablehnung bestimmter Werke zu achten, weil beide ein Hintergrund sind, von dem aus die Werke dieser Zeit verstanden werden. Solche Ablehnungen gab es zwischen philosophischen Disziplinen. Die Ablehnung der platonischen und stoischen Philosophie finden wir bei EPIKUR, nicht primär wegen ihrer Theologie, sondern wegen ihrer Teleologie. Die griechische Götterwelt lehnte er aber deshalb nicht ab, sondern deutete sie um. Folgerichtig wäre es gewesen, ihre Nichtexistenz zu deklarieren. Hier zeigt sich wieder mit aller Deutlichkeit, dass in philosophischen Systemen oft ganze Komplexe wegen zugrundeliegender weltanschaulicher Überzeugungen nicht ein Problem des Begreifens sind, sondern des Verstehens. Die vier Kardinaltugenden lehnte Epikur ebenso nicht ab, sondern deutete sie um. LUKREZ war voll des Lobes für den Meister. Der frühe Stoizismus, der den klassischen Polisgeist Athens in das kosmopolitische Denken seiner Zeit rezipierte, lehnte seinerseits die epikureische Philosophie ab. Nicht anders verhielten sich im ganzen die römischen Stoiker.

Diese Ablehnungen hatten aber keinen retardierenden Einfluss auf den kulturgeschichtlichen Fortschritt, da sie systemgebundener Art und innerhalb des Systems oft nur bereichsgebundenen Umfanges waren. Dennoch stellen sie die Aufgabe, im einzelnen die abgelehnten Lehren und die ablehnenden Personen zu verstehen.

In der Regel hat der Rückblick in die frühere Kultur und Epoche nicht nur zu einem Verstehen geführt, sondern ebenso zu einem Entdecken von Rezeptionsgütern, in denen schöpferische Individuen eine Symbiose mit Wertvorstellungen und Ideen ihrer eigenen Epoche sehen. Der Weg zur produktiven Partialrezeption ist damit beschriftet.

Konstituierende Merkmale des Vorganges der produktiven Partialrezeption

Der Vorgang der produktiven Partialrezeption zeigt sechs wesentliche Merkmale: Das *Rezeptionsfeld*, den Vorgang der *Selektion* des dort zu rezipierenden Gutes, das *Rezeptionsgut*, seine *neue Bewertung*, seine *neue Sinnausstattung* und das *Rezeptionsprodukt*. Alle diese Merkmale sind vom rezipierenden Subjekt her bestimmt. Das *Rezeptionsfeld* birgt die auf ihm auszumachenden *Rezeptionsgüter*. Die *Selektion* des Rezeptionsgutes (z. B. eines Begriffes, einer Lehre etc., wie wir das vorher schon beschrieben haben) erfolgt nach der Möglichkeit der Symbiose mit eigenen Vorstellungen und Anschauungen. Die *neue Bewertung* meint ggf. die unterschiedliche Bewertung der Teile des Rezeptionsgutes selbst und die Stellung des Rezeptionsgutes an seinem neuen Ort im Vergleich zu den anderen Ortsinhabern. So rezipierte ALKUIIN die *artes liberales*, gab dem *Trivium* vor dem *Quadrivium* zwar den Vorrang, vor der Theologie jedoch den untergeordneten Rang. Der *Sinn* der rezipierten *artes liberales* lag für Alkuin in der Hinführung zur Theologie, wenn auch nicht ausschließlich. SENECA sah den Sinn der erwähnten PLATON-Rezeption in seinem Ausdruck seiner anthropologischen Vorstellungen. Völlig unterschiedlich war der Sinn der Rezeption z. B. zwischen den Renaissance-Humanisten und den Renaissance-Philosophen, weil sie schon bei

der Selektion ein völlig unterschiedliches Interesse hatten. Von den sechs hier (der Transparenz halber getrennten) konstituierenden Merkmalen des produktiven Rezeptionsvorganges bilden fünf im Rezeptionsvorgang eine Einheit: Mit der Selektion stehen auch Rezeptionsgut, Bewertung, Sinnausstattung und Rezeptionsprodukt in der Sicht des Rezipienten fest.

Ob die Partialrezeption nun geplant verlief oder ob eine neue, sich allmählich entwickelnde schöpferische Sichtweise wirkte, die sich der Änderung des Rezeptionsgutes nicht voll bewusst wurde (z. B. PLOTIN), oder ob ein gedankliches Gebilde nicht aus einem Werk rezipiert wurde, sondern aus der überindividuellen und wie selbstverständlich wirkenden Weltanschauung einer Kultur (z. B. der Nomos in Athen bis zu SOKRATES) – zwischen diesen Positionen liegen noch viele andere Möglichkeiten – das muss im Einzelfall derjenige Interpret herausarbeiten, der sieht, dass die Unterschiede schon in Nuancen liegen können.

Ein weiteres, aber nicht immer notwendiges Merkmal ist die *Umdeutung* bzw. die *Umgestaltung* des Rezeptionsgutes. (Manche sprechen bei der Umgestaltung auch von „Umbildung“ oder „Transformation“.) So kann ein rezipierter Begriff an seinem neuen Ort nicht nur eine neue Sinnausstattung, sondern gleichzeitig auch eine Umdeutung, ob nun bewusst (siehe EPIKUR) oder unbewusst (siehe PLOTIN), an sich erfahren oder gar eine Umgestaltung, damit er die Probleme und Wertvorstellungen der neuen Zeit zum Ausdruck bringt (vgl. den Mythos in der klassischen Polis Athen und seine Umgestaltungen z. B. bei den Tragikern). Die Lehren der vier großen athenischen Philosophen erfuhren innerhalb der eigenen Schule manche Umdeutung bzw. Umgestaltung, am deutlichsten der Platonismus (durch Skeptizismus und Dogmatismus). Die Differenzen entstanden schon beim Verstehen des Meisters durch die Diadochen der eigenen Schule und erst recht durch die jeweils gegnerischen Schulen, ganz gleich, ob sie selbst diese Differenzen erkannten oder nicht. Der Platonismus erfuhr durch PLOTIN eine ins Mystische gehende Umgestaltung, durch PORPHYRIOS eine neue Begrifflichkeit. Dem Mit-

telalter wurde dieser Neuplatonismus vermittelt u. a. durch AUGUSTINUS und BOETHIUS.

Das Verstehen der Partialrezeptionen durch die spätere Historiographie

Die spätere Historiographie hat sich nicht nur um das Verstehen der Kulturen und ihrer Epochen als Rezeptionsfeld zu bemühen, sondern auch um das Verstehen der Partialrezeptionen. Dieses Verstehen hat in dreifacher Hinsicht zu geschehen: 1) aus der Qualität, Bewertung und Sinnausstattung des Rezeptionsproduktes, 2) aus dem persönlichen Interesse und der eigenen Mentalität des Rezipienten und 3) aus dem Zeitcharakter der Epoche heraus, der sich über das persönliche Interesse des Rezipienten zum Ausdruck bringt.

Als nachhaltigstes Beispiel bieten sich hier zunächst die *artes liberales* als die Grundlage aller weiteren Bildung an. In der überaus langen Zeit von der klassischen Sophistik an bis ins Hochmittelalter sind sie von der griechischen zur römischen und von der römischen zur mittelalterlichen Kultur und innerhalb dieser von Epoche zu Epoche rezipiert worden, sowohl in unzähligen *einfachen Rezeptionen*, durch die sie zur Bildung großer Teile des Volkes beigetragen haben, als auch in zahlreichen *produktiven Partialrezeptionen*, durch die sie die Weiterentwicklung der Bildung und den Aufstieg der Kultur ermöglicht haben. Gegenstand des Verstehens aus dem Interesse des Rezipienten und dem Zeitcharakter der Epoche heraus ist die Rezeption der einzelnen *artes*, dann die in einzelnen Epochen (voreinander oder vor einem dritten Gebiet gewollte) Präferenz des *Triviums* und *Quadriviums*.

Weitere Beispiele des Verstehens der produktiven Partialrezeptionen sind u. a. die umfangreiche HOMER-Rezeption, die schon erwähnte Mythos-Rezeption mit grundverschiedener Sinngebung bei den attischen Tragikern, die Rezeptionsgeschichte des Platonismus, des Stoizismus, des Epikureismus etc. Insgesamt ist beispielhaft die oben bereits erwähnte Rezeption der vier großen athenischen Philosophen einerseits in ihren eigenen Schulen zur Fortbildung der Lehre und andererseits in den jeweils gegnerischen Schulen zur

Kritik der Lehre. Herausgehoben sei hier noch die Partialrezeption des aristotelischen Organons, das offensichtlich für viele Philosophen verschiedenster Richtungen von Bedeutung war, weil es wesentlich das philosophische Weiterdenken förderte, über PORPHYRIOS, BOETHIUS u. a. sogar bis ins Hochmittelalter. Auf römischem Boden denken wir an die „augusteische Restauration“ (die in Wirklichkeit eine produktive Partialrezeption mit augusteischer Sinnbestimmung des zu Rezipierenden war, z. B. der *mores maiorum* bei LIVIUS), an die griechische und römische Rhetorik bei CICERO, ein Rezeptionsbeispiel, das für eine Fülle weiterer Beispiele steht.

Das Verstehen der produktiven Partialrezeptionen wird natürlich erschwert durch gewisse Arten des Umgangs mit dem Merkmal Sinnausstattung. Es gibt Geschichtsschreiber, die in ihren Darstellungen zwar eine geschichtliche Persönlichkeit aus den Werken ihrer Vorgänger, aus herrschenden Strömungen, aus Schicksalsereignissen, aus entscheidenden Begegnungen etc. detailreich hervorgehen lassen, aber in der Frage nach den vorgenommenen Sinngebungen und Zielsetzungen dieser rezipierenden Persönlichkeit Defizite aufweisen, als ob mit einer rückwärtsgewandten kausalen Erklärung bereits alles hinreichend gesagt sei.

Die Sinnausstattung des Rezeptionsgutes hat ihre eigene Geschichte. Entweder sah man sie nicht, oder, wenn man sie sah, konnte man sie (methodisch) oder wollte man sie (weltanschaulich) nicht verstehen, oder wenn man sie verstand, konnte es zu Abwertungen kommen. Man legte Interpretationen eines Werkes vor, schwieg sich aber über dessen Sinn beharrlich aus. Bei philosophischen Systemen hat man sogar geglaubt, des Sinnverstehens kategorisch enthoben zu sein. Dahinter steckte der u. a. aus der Hilflosigkeit gegenüber der Geschichtlichkeit entstandene Glaube, Geltung könne nur durch Enthistorisierung gewonnen werden. Der „Sinn“ ist aber nun einmal notwendigerweise eine der Geschichtlichkeit unterworfenen Kategorie. Es kam auch vor, dass die Sinnausstattung eine strenge Unterordnung unter ein größeres Fachgebiet zu sein hatte, um den Wert und den Anspruch des Rezeptionsproduktes zu relativieren, z. B. der

artes liberales gegenüber der Philosophie (in der Antike) oder der *artes* und der Philosophie zusammen gegenüber der Theologie (im Mittelalter).

Aber diese (zeitweilige) Unterordnung der *artes liberales* war keineswegs objektiv begründbar, sondern allenfalls persönlich wünschbar, was hinter den aufgebauten Argumentationsfassaden leicht erkennbar ist. Denn die Einschätzung der Bildung anderer – nur aus der eigenen persönlichen Empfindung heraus – ist und bleibt eine subjektive Einschätzung, aus der keineswegs automatisch eine allgemein verbindliche oder für allgemein verbindlich erklärbar Entscheidung wird, wenn auch die Versuchung des unbegründeten Überganges von einer solchen subjektiven Einschätzung zu einer normativ gedachten Verallgemeinerung in der Geschichte immer groß war (und ist). Besonders dann, wenn die Willensbekundung einer Autorität oder einer Mehrheit von vornherein der Wahrheit gleichgesetzt wird.

Die elementare Bedeutung der produktiven Partialrezeption für die Kultur

Vieles ist zu diesem Thema im Verlaufe der Untersuchungen schon deutlich geworden, so dass wir uns hier kurz fassen können. Produktive Partialrezeption bedeutet das Weiterwirken bereits vorhandener Rezeptionsgüter zu einer neuen, auf die Zukunft ausgerichteten Gestaltung. Soviel auch an Neuem dabei zur Gestaltung kommt, ohne „das Vorherige“, wie alt oder jung es auch immer sein mag, kommen wir nicht aus, da uns nicht die Möglichkeit gegeben ist, jedesmal wieder beim Nullpunkt zu beginnen. Der Vorwurf des Traditionalismus geht ins Leere. Wir alle müssen zu einem großen Teil auf dem aufbauen, was uns überkommen ist. Aber die produktive Partialrezeption ist janusköpfig: Sie blickt durch die Suche im Rezeptionsfeld zwar zurück auf die Vergangenheit, blickt aber – und das ist wesentlich – durch die **S i n n a u s s t a t t u n g** des **R e z e p t i o n s g u t e s** auf ihre Gegenwart, wo jetzt das Rezeptionsprodukt seine Verankerung findet.

Tradition vermittelt sich jedoch nicht selbst. Tradition und Fortschritt und damit die kulturge-

schichtliche Entwicklung sind auf den Rezipienten angewiesen. Er ist es, der die entscheidenden Schritte dazu unternimmt und die kulturgeschichtliche Weiterentwicklung vollzieht. Er bringt Tradition und Fortschritt in ein sinnstiftendes Zusammenspiel, zwar nicht sogleich in ein totales, jedoch mehrfach in ein sektorales Zusammenspiel. Die entstehende produktive Partialrezeption entfaltet durch die Integration in ein neues Werk einen neuen Bedeutungszusammenhang, neue Orientierung und Sinnvermittlung mit der Möglichkeit einer perspektivischen Weltdeutung. Geschichtsblind ist da ein gewisser literar-ästhetischer Klassizismus der Neuzeit, der diese existentielle Bedeutung der produktiven Partialrezeption nicht sieht, sondern von seinem Blickwinkel originaler Neuschöpfung aus die Rezeption nicht anders als defizitär zu bezeichnen weiß. Produktive Partialrezeption ist aber vielmehr das, was dieser Klassizismus nicht von sich behaupten kann: Sie ist der Garant kulturellen Lebens und seiner Weiterentwicklung – andernfalls herrschte Stillstand – und damit

der Indikator in der Erforschung des geistigen Lebens kultureller Spätzeiten.

Das Rezeptionsprodukt gründlich herauszuarbeiten und im Vergleich mit seinem ehemaligen Rezeptionsfeld auf seine Auswahl, seine Bewertung und seinen Sinn hin zu untersuchen, das ist eine sachgerechte Methode, literaturgeschichtliche und kulturgeschichtliche Entwicklung elementar zu erklären. Natürlich ist eine solche Arbeit wegen ihres Umfangs nur in Einzeluntersuchungen möglich, zu denen wir hier nur Hinweise geben können. In solchen Einzeluntersuchungen würden die aufgeführten Rezeptionsbeispiele noch feinere Unterschiede im Vorgang der einfachen und der produktiven Partialrezeption offenbaren.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft)

Anmerkung:

- 1) Ausführlich in meinem Buch: *Idee und Wirklichkeit menschlicher Lebensgestaltung in Antike, Mittelalter und Neuzeit*, Jülich, 2002, S. 139ff. – Auch die folgenden Ausführungen schließen an dieses Buch an.

HERBERT ZIMMERMANN, Jülich

Friede ist möglich – die Sichtweise der klassischen Antike* **„Denn eine Vielheit seiner Natur nach ist der Staat“ (Aristoteles)**

JONATHAN SCHELL hat in einem aufsehenerregenden Buch ein Programm aufgestellt, das, würde damit Ernst gemacht, zu einer weltweiten politischen Umgestaltung führen müsste. Das Ziel dieses Programms gipfelt in dem Satz: „Wir müssen unsere Waffen niederlegen, Abschied nehmen von der Souveränität der Staaten und ein politisches System finden, mit dessen Hilfe sich internationale Streitigkeiten friedlich beilegen lassen“. Das Ziel politischen Handelns müsse daher die gewaltlose Weltherrschaft sein, „*a non-violent world*“¹. Auch CARL FRIEDRICH VON WEIZÄCKER hat in seinem Werk „Der bedrohte Friede“² den Weltfrieden als die Lebensbedingung unseres technischen Zeitalters herausgestellt. Dabei erklärte er allerdings anders als Jonathan Schell, dass der Weltfriede nicht das Goldene Zeitalter herbeiführen werde.

Was meinen wir eigentlich, wenn wir von Frieden sprechen? Eine Reihe von Autoren der

Antike, die sich zum Friedensbegriff geäußert haben, kann uns Aufschluss geben.

Im Proömium der Ilias des HOMER wird mit dem ersten Wort *mēnis*, dem Zorn des Achill, das zentrale Motiv der Ilias angeschlagen. Vom Zorn des Achill heißt es in Vers 2, er möge verflucht sein. Die Verwünschung fasst all das zusammen, was der Zorn des Achill anrichtet. Er hat seine Ursache im „Auseinandertreten im Streit“ des Achill und des Heerführers Agamemnon. Dadurch wird die Gruppenbindung der Achäer aufgelöst³. Für diese Auflösung der Gruppenbindung findet sich bei ARISTOTELES der bezeichnende Terminus „Auflösung der Freundschaft“, eine Bezeichnung, die auf einen objektiven Sachverhalt verweist⁴. Bei dem griechischen Wort „Freundschaft“ (*philia*) ist jede sentimentale Wortbedeutung fernzuhalten. „Freundschaft“ bedeutet den Umgang, den man miteinander hat. Durch „Freundschaft“ wird eine Gruppe von

Menschen konstituiert, zwischen denen eine wie immer geartete Verbindung existiert.

Nach dem Proömium wird im ersten Buch der Ilias der Streit zwischen Agamemnon und Achill in aller Ausführlichkeit geschildert. Es droht eine Eskalation. Der schwer beleidigte Achill greift zum Schwert in der Absicht, Agamemnon zu töten. Da tritt die Göttin Athena auf, um die drohende Katastrophe abzuwenden. Die Göttin der Klugheit befiehlt nicht, sie appelliert an die Einsichtsfähigkeit Achills mit den Worten „wenn du mir folgen willst“. Achill lässt sich überzeugen und stößt sein Schwert in die Scheide zurück, weil „es so besser ist“, eben weil es vernünftig ist, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen⁵. Diese Szene kann als bezeichnend schon für das frühe griechische Denken gelten: Der Appell an Einsicht und Vernunft ermöglicht friedliche Lösungen.

Die Schlusszene der Odyssee⁶ gibt weiteren Aufschluss zum Friedensbegriff. Beim Kampf zwischen dem heimgekehrten Odysseus und den Freiern kommt es zu einer Auseinandersetzung, die zu einem totalen Vernichtungskampf auszuarten droht. Odysseus folgt aber – aus Einsicht – einer Aufforderung der Göttin Athena, von der Rache abzulassen, weil sonst eine endlose Fortsetzung des Streites provoziert würde. Mit Eiden von beiden Seiten wird Frieden geschlossen und so die Möglichkeit des geregelten Zusammenlebens der beiden Parteien neu eröffnet. Friede wird bereits an diesen frühen Stellen der griechischen Literatur nicht nur als Abwesenheit von Streit und Krieg, sondern als ein Zustand des geordneten Zusammenlebens verstanden, der durch Vertrag und Vereinbarungen geregelt ist.

HESIOD (um 700 v. Chr.), der als erster Dichter mit eigenem Anliegen auftritt, fixiert mit Hilfe des antithetischen Denkens den Friedensbegriff neu. Hesiod empört sich in dem Konflikt mit seinem Bruder Perses über die „krummen Rechtssprüche der Könige“, die das Recht verletzen. Der Gegenbegriff zu „Gesetzlichkeit“ und „Recht“ ist *Hybris*. *Hybris* bezeichnet das rigorose Ausnutzen der Macht, das individuelle Sich-gehen-lassen und das Auskosten der eigenen Überlegenheit. Hesiods Überlegungen führen zu dem Schluss, dass das schrankenlose Sich-aus-leben einzelner Menschen, also das Unrecht, nur beendet

werden kann, wenn Gesetz und Recht in einem allgemeinen Rechtszustand ihren Niederschlag finden. Dieser Rechtszustand, der das Unrecht abwehrt und das Zusammenleben der Menschen ermöglicht, ist es, in dem die Städte wachsen und gedeihen⁷.

An anderer Stelle⁸ bedient sich Hesiod des Mittels der Personifizierung, um den Zustand der rechtlichen Ordnung zu beschreiben. Diese Ordnung wird durch die Göttin *Themis* personifiziert. Ihre Töchter sind Gesetzlichkeit (*Eunomia*), Recht (*Dike*) und Friede (*Eirene*).

Die durch Hesiod begründete Tradition des ethisch-politischen Denkens hat in dem athenischen Staatsmann SOLON (um 640 v. Chr.) einen Erben und Fortsetzer gefunden. Er übernimmt die von Hesiod vorgeformten Begriffe und durchdenkt sie in einer situationsbezogenen Analyse aufs neue. Die athenische Bürgerschaft war in schwere soziale Konflikte verwickelt. Hemmungslose Besitzgier, *Hybris* und ein Übermaß an Ansprüchen drohten das athenische Gemeinwesen zugrunde zu richten. Solon, der über ein unabhängiges Urteilsvermögen verfügte, wird als „Schiedsrichter“ mit der Schlichtung des Konflikts beauftragt. Bezeichnend ist auch hier, dass Solon an die Vernunft und die Einsicht seiner Mitbürger appelliert. Er verwendet dazu in der sogenannten Staatselegie das Wort *Eunomia*, einen Begriff, der die „rechte Ordnung“, die Einigkeit der Bürger und die Beseitigung des schrankenlosen Eigennutzes zum Inhalt hat. Einen solchen Rechts- und Friedenszustand hält Solon für eine erreichbare Leistung⁹.

Eine ähnliche Argumentation findet sich bei dem frühen Philosophen XENOPHANES (580 – 485 v. Chr.), der im Bezugsrahmen der *Eunomia*-Diskussion auf die intellektuelle Überlegenheit der klugen Leute setzt, mit der das Gemeinschaftsleben in der Polis geordnet werden kann. Mit der Ordnung der Polis geht bei Xenophanes die Förderung des Wohlstandes Hand in Hand¹⁰.

Der vorgegebene theoretische Horizont, innerhalb dessen sich das Denken der griechischen Antike bewegt, führt in der Zeit der Sophistik (seit Mitte des 5. Jh.) zu dem Begriff der *homonoiia*, der bürgerlichen Eintracht, die den inner-

staatlichen Frieden zu garantieren vermag. Mit dem, was wir „subjektive Friedensgesinnung“ nennen, ist dieser Begriff jedoch nur partiell identisch. Die Bezogenheit auf die eigene Gruppe wird nicht überschritten. Diese Einschränkung ist konstitutiv für das griechische Denken. Die Forderungen nach Verwirklichung des Friedens bleiben gruppenbezogen.

Da die Polis nicht als eine Einheit, sondern als eine Vielheit der Gruppen und Gruppeninteressen besteht, wie ARISTOTELES in der Politik anmerkt¹¹, stellt sich das Problem der Einschränkung und Hegung der Macht. Der Sophist PROTAGORAS (480-410), der modernen Berufsgruppe von Lehrern und Erziehern zugehörig, nennt die Gerechtigkeit (*dike*) und den gegenseitigen Respekt (*aidôs*) als Voraussetzungen des Zusammenlebens. Diese Grundtugenden politischer Weisheit gebieten, die Rechte und Ansprüche der Mitbürger zu achten und Gewalt und Hybris aus dem Leben der Gemeinschaft zu verbannen¹².

Es ist aufschlussreich, PLATON (428-348) in diese Betrachtungen einzubeziehen, wenn auch der Friedensbegriff in seinem Werk nicht thematisiert wird. Platon hat in seiner *Politeia* einen der großen Entwürfe, in dem es um die bestmögliche Ordnung geht, vorgelegt (um 370 v. Chr. verfasst). Mit diesem Werk hat er sich zweifellos an eine größere Öffentlichkeit gewandt, war sich aber des hypothetischen Charakters seiner Staatskonstruktion bewusst. Das zeigt die Bemerkung in der *Politeia* an, dieser Staat befinde sich „nirgendwo auf Erden“¹³. Der Philosoph hat offenbar seinen Entwurf als Paradigma verstanden. Im 5. Buch der *Politeia* steht der viel zitierte Satz, dass der Wandel zum Guten erst dann eintreten wird, wenn die Philosophen die Herrschaft ergreifen oder die Herrscher zu Philosophen werden; anders werde das Unglück in den Staaten kein Ende nehmen¹⁴. Auch hier wird vorausgesetzt, dass die „Philosophenkönige“ aus überlegener Einsicht handeln und dass ihre Herrschaft auf Vernunft gegründet ist.

Wie vertragen sich nun der staatstheoretische Entwurf der *Politeia* und die praktische Politik bei Platon? Zu dieser Frage sollte sinnvollerweise auf die historisch gegebenen Verhältnisse des 4.

Jahrhunderts hingewiesen werden. Der von Platon mehrfach unternommene Versuch, Einfluss auf die politischen Verhältnisse in Syrakus, der größten Stadt der damaligen griechischen Welt, zu nehmen, um so seine Vorstellungen von Politik zu verwirklichen, endete jeweils mit einem Fehlschlag. Die erste große Reise nach Sizilien (388/87) führte zu einem Bruch mit DIONYSIOS I. Nach dessen Tod hatte Platon auf Drängen seines Freundes DION und der unteritalischen Pythagoreer, deren Gemeinde eine Philosophenschule und gleichzeitig ein politisch ambitionierter Bund war, zwei weitere Reisen nach Sizilien unternommen (367 und 361). Er hoffte, DIONYSIOS II. für politische Reformen im Sinne eines gerechten Staates gewinnen zu können. Bei seiner Lehrtätigkeit in der Akademie, deren Gründung zwischen den sizilischen Reisen von 387 und 367 (385 ?) liegt, war Platon zu der Einsicht und zu der Überzeugung von der Reformbedürftigkeit, bzw. Reformunfähigkeit aller real existierenden Staaten gekommen. In Sizilien glaubte er nun, eine einzigartige Gelegenheit zu haben, seine Ideen in die Praxis umzusetzen. Auch dieser Versuch scheiterte an der Unwilligkeit Dionysios' II. und in der Folge an den innenpolitischen Querelen in Syrakus, auf die hier nicht im einzelnen eingegangen werden soll¹⁵. Festzuhalten ist jedoch, dass Platon auch bei seinen sizilischen Unternehmungen auf Einsicht, Vernunft und Selbstbescheidung bei den politisch Herrschenden setzte, sollte die Umsetzung der philosophischen Konzeption in die politische Praxis gelingen – wenn auch vergeblich¹⁶.

Wie stehen nun die Römer, die im Gegensatz zu den griechischen Stadtstaaten über ein Großreich verfügten, zu der Frage, wie Frieden zu verwirklichen sei? In der Augusteischen Epoche, der Zeit nach den Bürgerkriegen, wurde über Themen wie Herrschaft, Friede, Bürgerkrieg, Recht und Unrecht intensiv nachgedacht. Die römische Friedensidee kommt auf gültige Weise in dem noch heute erhaltenen Altar, der *Ara Pacis Augustae*, zum Ausdruck. In den Reliefs der *Ara Pacis* wird der wiedergewonnene Friede als ein Segen für die Menschen verstanden: Glück, Gedeihen und Frieden sind zu einer Einheit verschmolzen, gleichsam als Wiederkehr des Golde-

nen Zeitalters. Allerdings gehören nach römischer Vorstellung Herrschaft (*imperium*) und Frieden (*pax*) untrennbar zusammen. VERGIL bringt diese Auffassung in Versen, die in die Weltliteratur Eingang gefunden haben, eindeutig zum Ausdruck. So in der Verheißung des Jupiter, die den Römern ein Reich ohne Ende verheißt, und in der Heldenschau, die den Römern Ordnungs- und Friedensmacht zuspricht und Schonung für die Unterworfenen fordert, aber auch das Recht auf Niederwerfung der Empörer¹⁷. Rechtfertigende Begründungen dieses imperialen Sendungsbewusstseins finden sich bei den römischen Schriftstellern in großer Zahl. So bei dem Historiker SALLUST, der erklärt, die Größe des römischen Volkes erfordere es, Unrecht zu verhindern und kein Reich durch Verbrechen erstarken zu lassen¹⁸. Bei TACITUS findet sich der pragmatische Hinweis des Feldherrn CERIALIS an die aufständischen Treverer, dass, wenn das römische Reich einmal einstürzen sollte, auch die Unzufriedenen und Unterworfenen mit untergehen müssten¹⁹. Offenbar sah die römische Führungsschicht der Kaiserzeit in der Verwirklichung einer politisch-ökonomischen Weltgesellschaft den Endzweck des *Imperium Romanum*. Das Geschichtsbild der Historiker der späten Kaiserzeit (FLORUS, FESTUS, EUTROPIUS) beschreibt noch genauer „die Genese des Imperiums nicht als Prozeß von Unterwerfungen oder Unterdrückung, sondern als permanente Arrondierung einer Gemeinschaft“²⁰. CICERO hatte dagegen schon vor TACITUS auf staatsphilosophische und ethische Überlegungen zurückgegriffen, wenn er auf die Fürsorgepflicht der Herrschenden gegenüber den Beherrschten verweist²¹.

Selbst wenn man diese ideelle Rechtfertigung akzeptiert, so bleibt doch auch bei den Römern auf Grund ihrer Überzeugung von der Gerechtigkeit der römischen Sache eine ihnen eigentümliche „Gruppenbezogenheit“ bestehen. Es ist verständlich, dass es in den nachfolgenden Jahrhunderten immer wieder Aufruhr und Widerstand gegen die römische Rechts- und Friedensordnung gegeben hat. Nicht alle erkannten die Segnungen des römischen Friedens, Wohlstand und Rechtssicherheit, als Ersatz für die verlorene Freiheit an. Besonders aufschlussreich ist die Anklagerede des Britan-

nierfürsten CALGARCUS, in der TACITUS die Sicht der Unterworfenen oder, wie es neuerdings heißt, die „Sicht von unten“ zum Ausdruck kommen lässt: „Plündern, Morden, Rauben nennen sie (sc. die Römer) mit falschem Namen Herrschaft (*imperium*), und wo sie eine Öde schaffen, heißen sie es Frieden“²².

Am Modellfall der Gruppenbezogenheit der antiken Gesellschaft stellt sich die grundsätzliche Frage nach der Legitimation von Herrschaft. Die Antwort geben die antiken Staatsdenker. Es sind Gedanken, die letztendlich auf der Lehre von der gerechten Herrschaft basieren. Diese Gedanken lassen sich, wie folgt, zusammenfassen: Friede ist möglich, aber nur, wenn ein geordnetes Zusammenleben zustandekommt. – Ein geordnetes Zusammenleben kann aber nur dann verwirklicht werden, wenn das gemeinsame Interesse, das Interesse aller, an dieser Friedensordnung einsichtig gemacht wird. Das setzt wiederum die philosophische Überzeugung voraus, dass die Menschen vernunftgeleitet und zum Konsens fähig sind. – Die Frage der Macht wird nicht ausgeklammert. Das heißt: Herrschaft ist notwendig, wenn das geordnete Zusammenleben und der innere Frieden erhalten bleiben sollen. Aber jede Art von Herrschaft muss von gerechten und vernünftigen Menschen ausgeübt werden.

Wir stehen heute ebenso wie die antiken Autoren vor der Tatsache, dass die Menschheit politisch nicht als Einheit existiert und dass die Menschen nicht einmütig einer Gesinnung sind. Pluralität, die reale Vielfalt der Bürger in einem Staat, ist nicht nur eines der Grundmerkmale der menschlichen Gesellschaft, sondern auch das bestimmende Merkmal für das politische Handeln. HANNAH ARENDT hat in pointierter Weise die Pluralität „nicht nur als *conditio sine qua non*, sondern als die *conditio per quam*“ bezeichnet²³. Diese fundamentale Tatsache, dass die Menschheit gespalten ist, zeigt sich in den privaten Konkurrenzen und den widerstreitenden Gruppeninteressen, in den innerstaatlichen Konflikten und ebenso in den internationalen Rivalitäten, in den gruppenspezifischen und kulturell-ethischen Traditionen, in den verschiedenen Religionen und weltanschaulichen Positionen.

Die Menschheit als Ganzes, die Weltgesellschaft, existiert als politische Einheit nicht, als eine Einheit, die man als handelndes Subjekt, als Träger eines gemeinsamen Willens bezeichnen könnte. Eine gewaltlose Weltgesellschaft zu fordern, die JONATHAN SCHELL erstrebt, heißt, eine vollkommene Welt zu fordern. Eine solche Forderung wäre der utopische Entwurf einer künftigen Welt. Es wäre eine Vision, die von einem eschatologischen Friedensbegriff genährt wäre. Es wäre eine Welt, in der alle Unterschiede und Trennungen außer Kraft gesetzt wären²⁴. Diesen Traum konnten die Staatsdenker der Antike nicht.

Anmerkungen:

- *) Stellenverweise und Anmerkungen zu diesem Aufsatz sind auf das Notwendigste beschränkt. – Frühere Überlegungen, auch einzelne Formulierungen des Verfassers (Jahresbericht der Vereinigung ehemaliger Theodorianer 1987, 28ff. und Der altsprachliche Unterricht, Bd 34, 1991, 94-108) werden in dieser Studie aufgegriffen und fortgesetzt. –
- 1) J. Schell, Das Schicksal der Erde, München 1982, 255. – Eine fundamentale Kritik an Schells Thesen findet sich bei D. Sternberger, Über die verschiedenen Begriffe des Friedens, Stuttgart 1984, 9; 31; 37.
 - 2) C. F. von Weizsäcker, Der bedrohte Friede, München/Wien 1981, 125ff.
 - 3) Zur Gruppenbildung in homerischer und archaischer Zeit vgl. K.-W. Welwei, Polisbildung, Hetairos-Gruppen und Hetairien, Gymnasium 99,1992, 481 ff., bs. 485.
 - 4) Aristoteles, Nikomachische Ethik IX, 1164 a 9.
 - 5) Homer, Ilias 1,207; 1,213.
 - 6) Homer, Odyssee 24,531-548.
 - 7) Hesiod, Erga 213 ff.; 227.
 - 8) Hesiod, Theogonie 901 ff.
 - 9) Solon, Die Staatselegie (3 D). Vgl. M. Stahl, Solon F 3 D. Die Geburtsstunde des demokratischen Gedankens, Gymnasium 99, 1992, 385ff., bs. 399ff. – Weiterhin wichtig H.Fränkell, Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums, München 1962, 249f.
 - 10) Xenophanes, Fragment B 2. – Zu Xenophanes vgl. F. J. Weber, Fragmente der Vorsokratiker, Paderborn 1978, 79ff. (UTB. Bd. 1485.). – Überraschenderweise nehmen Kirk-Raven-Schofield, Die vorsokratischen Philosophen, Stuttgart 1994, keine Stellung zu Fragment B 2.
 - 11) Aristoteles, Politik 1261 a 18 ff.
 - 12) Platon, Protagoras 320 C ff.
 - 13) Platon, Politeia 592 A, B.
 - 14) Platon, Politeia 473 C-E, wiederholt im 7. Brief 326 A, B. – Zur Kritik an Platons Idealstaat vgl. Aristoteles, Politik II 1260 b 27 ff.
 - 15) Zum 7. Brief Platons ausführlich K. von Fritz, Platon in Sizilien und das Problem der Philosophenherrschaft, Berlin 1968, 6 ff. u. 63 ff. – Vgl. auch E. Howald, Platon. Die echten Briefe, Zürich 1951, 17 ff.
 - 16) In den „Gesetzen“ (*Nomoi*), seinem großen Alterswerk, entwirft Platon ein Staatsmodell, das zwar weniger vollkommen ist, aber sich eher verwirklichen lässt (739 B 8-C 4). Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist die Unterscheidung, die H. Jonas, Das Prinzip Verantwortung, Frankfurt a. M. 1984, 307 (suhrkamp taschenbuch. 1085.) trifft. Er verweist im Gegensatz zum „idealen Staat“, der ohne Rücksicht auf Realisierbarkeit konzipiert wird, auf die Errichtung eines „bestmöglichen Staates“, in dem die Grenzen der Natur und die Unvollkommenheit des Menschen in Rechnung gestellt werden.
 - 17) Vergil, Aeneis I, 278 f.; VI, 851ff.
 - 18) Sallust, Jugurtha 14,7.
 - 19) Tacitus, Historien 4,73,2ff.
 - 20) M. Hose, Versöhnung in der Vergangenheit, Gymnasium 108, 2001, 302ff.
 - 21) Cicero, de re publica 3,35ff.; de officiis 2,26f.
 - 22) Tacitus, Agricola 30-32. – Vgl. auch H. Fuchs, Der geistige Widerstand gegen Rom in der antiken Welt, Berlin 1964, besonders 44-57; K.Wengst, Pax Romana. Anspruch und Wirklichkeit, München 1986,18ff. und K. Koppe, Der vergessene Frieden. Friedensvorstellungen von der Antike bis zur Gegenwart, Opladen 2001, 106ff. (Friedens- und Konfliktforschung. Bd 6.)
 - 23) H. Arendt, Vita activa, Stuttgart 1960, 15.
 - 24) Dazu ausführlich D. Sternberger (Anm. 1) 14f.; 36ff. – Vgl. auch F. J. Weber, Utopien. Grundrisse einer besseren Welt? In: Ein geistliches Jahr mit der Kirche. Hrsg. von J. Ernst, Paderborn 1999, 259-274.

FRANZ JOSEF WEBER, Paderborn

Einen durchwachsenen Eindruck hinterlässt Heft 1/2005 des **Altsprachlichen Unterrichts**, das sich mit dem attraktiven Thema „Antike im Film“ befasst. Obwohl das Autorenteam zahlreiche Aspekte des Antikfilms berührt, sind die Beiträge, was ihre Praxistauglichkeit betrifft, von recht unterschiedlicher Qualität. Einen gut gegliederten Themenüberblick bietet zunächst der Basisartikel von ANJA WIEBER, der neben der eher rezeptiven auch die produktive Beschäftigung mit dem Medium Film im Lateinunterricht beleuchtet und seinen Facettenreichtum veranschaulicht. Die eigene Filmproduktion in lateinischer Sprache und zu antiken Themen beleuchtet denn auch das erste Praxisbeispiel („*Pelliculam fabularem agamus!*“) von CHRISTINE GROSS; auf fünf Seiten gibt die Autorin in einem „Rundumschlag“ unzählige Anregungen aus ihrer reichen Erfahrung – weniger wäre hier sicherlich mehr gewesen, denn manches liest sich eher wie ein Jahrbuchbericht, der stellenweise zu oberflächlich bleibt, um eine wirkliche Projekthilfe zu sein (zweifelsohne nützlich und kurios das zweiseitige deutsch-lateinische Filmglossar im Anhang). Natürlich spielt der Troja-Film von WOLFGANG PETERSEN an mehreren Stellen des Heftes eine Rolle: CHRISTIAN PETERS analysiert im zweiten Praxisbeispiel sehr genau seine Einsatzmöglichkeiten als „Medium zur Mythenrezeption“ und erläutert gut nachvollziehbar eine neunstündige Unterrichtsreihe in einer 8. Klasse (L 2); benötigte Texte und ein Auszug aus dem Filmprotokoll zu Kapitel 38 des Films sind als Materialien beigelegt. Sowohl für den Griechisch- als auch für den Lateinunterricht eignen sich die Vorschläge in ANJA WIEBERS gelungenem Aufsatz „Allein unter Helden? – Helena in Buch und Film“: In einer Unterrichtseinheit für die Sek. II lässt sie das Briefpaar 16 (Paris und Helena) aus OVIDS *Heroides* mit Auszügen aus der *Ilias* und dem Petersen-Film vergleichen, um den Schülern durch Interpretation und Vergleich von Verhaltensweisen und Motiven der Protagonisten Aufschluss über die Absicht der Autoren und die Eigenheiten des jeweiligen Mediums zu geben. Sehr innovativ

wirkt auf den ersten Blick „Man sieht nur mit den Ohren gut“, ein fächerverbindendes Praxisbeispiel von SABINE FÖRSTER, in dem es um die Funktion der Filmmusik in Antikfilmen (*Ben Hur* und *Quo vadis?* von MIKLÓS RÓZSA und *Gladiator* von HANS ZIMMER) geht. Leider bleiben die in Form von Bausteinen präsentierten Anregungen die Antwort auf die Frage schuldig, weshalb im Lateinunterricht so viel Zeit auf dieses Thema verwendet werden soll; m. E. wäre eine Verortung im Musikunterricht sinnvoller, wenngleich Medienerziehung in Zukunft auch im Lateinunterricht eine größere Rolle spielen dürfte. Eine sehr originelle Idee präsentiert CHRISTIAN CZEMPINSKI in seinem Artikel: An zwei Beispielen wird beschrieben, wie man mit vernünftigem Aufwand „Filme von Schülern für Schüler“ – so der Titel – produzieren lassen kann, zum einen als Dokumentation von einer Romfahrt, zum anderen als „Dialogfilm“ zur geschickten Überbrückung längerer Passagen in der Lektürephase; das entstandene Material kann in nachfolgenden Lerngruppen wiederholt Gewinn bringend eingesetzt werden, nachdem es „*in statu nascendi*“ bereits in verschiedenster Weise Frucht getragen hat. In der Rubrik *AUkompakt* gibt ANJA WIEBER einen kompetenten Überblick über „Einhundert Jahre Antikfilm“, bevor sie in einem weiteren Beitrag auf verschiedene Filme um den trojanischen Sagenkreis eingeht. Da die genannten Werke teilweise nur schwer zu beschaffen sind und ihre Relevanz für den Unterricht nicht herausgearbeitet wird, erhellt sich mir der Sinn dieses Artikels nicht. „Filme im Griechischunterricht“ werden hingegen im folgenden Aufsatz prägnant von EDITH BOHNE nach Einsatzmöglichkeiten von Klasse 9 bis zum 13. Jahrgang geordnet vorgestellt (eigentlich ein echtes Praxisbeispiel – warum in *AUkompakt*?). Sehr nützlich das wiederum von ANJA WIEBER zusammengestellte „Glossar zur Filmsprache“ und die „Hilfsmittel und Adressen“ zum Thema. Einer heiklen Problematik nimmt sich JÖRG PFEIFER unter dem Titel „Juristische und praktische Hinweise zum Einsatz von Filmen im Schulunterricht“ an, damit wir in Zukunft

wenigstens genau wissen, gegen welche Paragraphen wir als Lehrkräfte beim Einsatz von Filmen verstoßen, denn die deutsche Urhebergesetzgebung ist für das Bildungswesen noch immer eine echte Zumutung und konterkariert die jüngsten Rahmenlehrplan-Entwicklungen. Überaus gelungen ist der Magazin-Teil des Heftes mit einer kompetenten Analyse der Odyssee-Rezeption *O Brother, Where Art Thou?* (USA 2000) von HARTWIG HECKEL, einer sehr hilfreichen, von DIRK ERKELENZ vorgenommenen Rezension zweier Videoproduktionen, die sich mit Pompeji befassen, einer ungewöhnlichen Filmempfehlung zur griechischen Philosophie (von CHRISTIAN ZITZL) sowie einer – voll und ganz berechtigten – Eigenwerbung WILHELM PFAFFELS für seine einzigartige Produktion *Armillar* (erscheint in Kürze bei Buchner als DVD mit Übungsmaterial). Auch die beiden letzten Kurzbeiträge hätten zu Praxisbeispielen ausgebaut werden können: INGRID KUNNA berichtet darüber, wie ihr Grundkurs mit Lego und Playmobil die Gespenstergeschichte des Plinius zu neuem Leben erweckte, und CHRISTINE GROSS gibt Anregungen, wie man mit viel Phantasie Fernsehserien und Filme für die Wortschatzarbeit im Lateinunterricht nutzen kann. Mit „Tipps und Terminen“ sowie dem von ANJA WIEBER erläuterten „Miniposter“ (ein buntes Plakat von 1956 zum Film „Die schöne Helena“) endet das Heft.

MARTIN SCHMALISCH

Gymnasium (111, H 6/2004): A. GRÜNER: „Cato und die Nymphen. Die Bronzeporträts der Maison de la Vénus in Volubilis als hermeneutischer Problemfall“ (529-555). In einem Wohnhaus der Stadt Volubilis (Marokko) wurden in der mittleren Kaiserzeit zwei Bronzeporträts von CATO UTICENSIS und IUBA II. von Mauretania aufgestellt. Welche Beweggründe veranlassten den Hausherrn zu dieser ungewöhnlichen Auswahl? In mehreren Interpretationsansätzen werden die verschiedenen Aspekte des archäologischen Befunds diskutiert; dabei stehen sich historische, ästhetische und philologische Argumente gegenüber. Eine methodische Synthese beschäftigt sich abschließend mit dem Problem, wie sich der Befund von Volubilis aus heutiger Perspek-

tive deuten lässt und welche Konsequenzen die Frage nach dem zeitgenössischen Betrachter für die wissenschaftliche Form hat. – M. FORSCHNER: „Naturrechtliche und christliche Grundlegung der Theorie des gerechten Krieges in der Antike (bei Cicero und Augustinus)“ (557-572) – So gut wie alle im neuzeitlichen Natur- und Völkerrecht formulierten Grundsätze der Kriegsethik haben in der Antike ihre erste wegweisende Prägung erhalten. Der folgende Beitrag konzentriert sich auf die Darstellung und Würdigung der zwei wesentlichen antiken Quellen bzw. Autoren der abendländischen Kriegsethik, auf CICERO und AUGUSTINUS. Cicero ist für die abendländische Theorie des gerechten Krieges die wichtigste Gründungsfigur. Er steht mit seinen naturrechtlichen Gedanken zum gerechten Krieg in der Tradition des römischen Rechts und der hellenistischen, speziell der stoischen Philosophie. Augustinus bietet paradigmatisch die genuin christlichen Elemente, die in diese Tradition eingegangen sind und in ihr (sowohl in Richtung der Idee eines „heiligen“ Krieges als auch in Richtung des Gedankens eines radikalen persönlichen Pazifismus) für Spannungen bzw. Problemstellungen sorgen, die bis heute weiterwirken. – **Gymnasium** (112, H 1/2005): J.-D. GAUGER: „Einheit, Vielfalt, Bürgergesellschaft – griechische Lebensform und europäische Identität“ (1-18). „Europa“ wird nicht nur geographisch, sondern auch als politisch-kulturelle Konzeption nach Ansätzen bei AISCHYLOS systematisch bei HERODOT formuliert. „Griechische“ gleich „europäische Identität“ konstituiert sich v. a. durch „gemeinsame Lebensformen“, die durch den primär politisch hochstilisierten Systemgegensatz „Europa – Asien“ neu justiert werden. Die Freiheitsparole verbindet sich mit der parallel dazu ebenfalls forcierten Idee von *demokratia*, interpretiert als die „den Griechen“ (gleichgesetzt: „den Europäern“) angemessene politische Lebensform, als ihre originäre normative Bestimmung und zugeordnete historische Rolle, die wiederum auf das Perserbild und hier insbesondere auf die Funktion der Mardonios-Episode (Hdt. 6,43,3) und der „Verfassungsdebatte“ (3,80ff.) neues Licht werfen kann. – P. KUHLMANN: „Akontios und Kydippe bei Kallimachos (67-75Pf²) und

Ovid (epist. 20-21): Eine romantische Liebesgeschichte?“ (19-44). In einer vergleichenden Studie werden die Fassungen des Mythos von Akontios und Kydippe bei KALLIMACHOS (aitiologische Elegie) und OVID (Briefpaar) auf formale und inhaltliche Unterschiede hin untersucht. Dabei stehen methodisch Aspekte der Erzähltheorie von GENETTE sowie der Intertextualitätsforschung im Vordergrund. Durch die Briefform gelingt es Ovid, die von Kallimachos erzeugten Leerstellen in eigenwilliger Weise zu füllen: Während bei Kallimachos das Experimentieren mit neuen narrativen Formen im Vordergrund steht, setzt Ovid den in den Diskurs der römischen Liebeslegie transponierten Mythos binnenperspektivisch um und reflektiert diesen aus menschlich-realistischer Perspektive. Dabei wird die bei Kallimachos eher implizit angelegte Kritik am traditionellen Mythos mit seinem ritualistisch-magischen Götterverständnis manifest gemacht. – F. WITTCROW: „Vater und Onkel: Julius Caesar und das Finale der Aeneis“ (45-69). Es wird allgemein angenommen, dass JULIUS CAESAR nicht als Bezugspunkt für die Gestaltung des vergilischen Aeneas in Frage kommt. Die *imago* des Diktators sei in augusteischer Zeit negativ konnotiert gewesen und totgeschwiegen worden, ferner sei es der *princeps* selbst, der in Aeneas verherrlicht werde. Doch sowohl die These vom Diktator als *persona non grata* als auch die Vereindeutigung des epischen Haupthelden durch VERGIL ist von der Forschung in letzter Zeit immer mehr in Frage gestellt worden. Es wird daher in der vorliegenden Untersuchung methodisch nicht mehr von einer Typologie ausgegangen, sondern der aus dem *new historicism* stammende Begriff der ‚Verhandlung‘ (GREENBLATT) als Instrument der Interpretation erprobt. Am 12. Buch der Aeneis wird aufgezeigt, dass mit bestimmten Handlungssequenzen, in denen Aeneas als Hauptagent auftritt, die Ermordung Caesars verhandelt wird. Sie wird nicht identisch abgebildet, sondern episch re-inszeniert, einerseits um ihr eine Funktion innerhalb der epischen Handlung zu geben, andererseits um eine historische Erfahrung neu zu kontextualisieren. In diesem Falle ist der neue Kontext die „erste Krise des Prinzipats“ (KIENAST), als Augustus zum ersten Male mit der

Nachfolgefrage konfrontiert wird. (Abstracts von U. SCHMITZER) – **Gymnasium** (112, H 2/2005): L. OBERRAUCH, „Metempsychose. Universalgeschichte und Autopsie. Die Rede des Pythagoras in Ovid, Met. XV als Kernstück epischer Legitimation“ (107-121) – M. WENZEL, „In den Händen der Ärzte. Zu Martial V 9“ (123-132) – R. SCHULZ, „Die Antike und das Meer. Forschungsstand, offene Probleme und neue Perspektiven“ (133-158) – J. GRUBER, „Landesgeschichte und Humanismus“ (159-162) – K.-W. WELWEI, „Neue Bücher zu Sparta“ (163-170).

Neue Beiträge in **PEGASUS 3/2004**: (zu finden unter <http://www.pegasus-onlinezeitschrift.de/>). KLAUS BARTELS, *Internet a la Scipio. Neue Streiflichter aus der Antike*, (S. 1-7), Dieser zweiteilige Beitrag stellt einen kleinen Auszug aus dem neuen Buch von KLAUS BARTELS dar (*Internet à la Scipio*, Zürich/Mainz 2004, Philipp von Zabern), das jetzt überall im Buchhandel erhältlich ist. In den beiden Teilen des Beitrags werden die näheren Hintergründe von Inschriften in Rom anregend beschrieben. Zum einen wird die berühmte Grabinschrift des Malers RAFFAEL im Pantheon näher betrachtet, zum anderen die vier Inschriften, die sich auf der Basis des Esquilinischen Obeliskens befinden. – MARKUS JANKA, *Ovid lesen heute: Der Doctor Amoris im Multimediazeitalter*, (S. 8-31), In diesem Beitrag stellt PD DR. MARKUS JANKA ein in der Schulpraxis gründendes Konzept für die gymnasiale Ovidlektüre zur Diskussion, das den Herausforderungen und Chancen unseres Multimediazeitalters gerecht zu werden versucht. Nach einigen historischen Schlaglichtern zum Wandel des Ovidunterrichts stellt er im Hauptteil sein Projekt unter dem Motto „Ovid als Dolmetscher“ in allgemeinen Zügen vor. Fünf Fallbeispiele für Unterrichtssequenzen aus den beiden inzwischen vorliegenden Lektüreausgaben erläutern, ergänzt um nicht publizierte Materialien, die Verzahnung von textuellem Lehrmedium und einer Mehrzahl von Parallelmedien in anschaulicher Weise. Dabei gilt der Methodenvielfalt sowie der Motivation für den Gegenstand auch über den Unterricht hinaus ein besonderes Augenmerk. – STEFAN KIPF, „Frühgriechische Lyrik: Dichtung mitten

im Leben“ Konzeption, Durchführung und Evaluation eines projektorientierten Schülerseminars, (S. 32-54), Vom 3. bis 6. 12. 2003 wurde in Leipzig unter dem Titel „Frühgriechische Lyrik: Dichtung mitten im Leben“ ein Seminar für Griechisch-Schülerinnen und -Schüler aus fünf Bundesländern durchgeführt. DR. STEFAN KIPF (Berlin) stellt Konzeption, Durchführung und Evaluation dieses außergewöhnlichen Projekts ausführlich vor. – GERSON SCHADE, Die griechischen Papyri und die antike Schule, (S. 55-63), GERSON SCHADE gibt in seinem Beitrag einen Einblick in die beeindruckenden Zeugnisse, die uns die zahlreichen Papyrusfunde seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vom Elementarunterricht in der Antike vermitteln. Durch diese Funde ist die antike Schule und ihre Praxis greifbar, da neben diesen Papyrusfunden kaum aussagekräftige Quellen über den antiken Schulunterricht existieren. Der Beitrag stellt umfangreiches Bildmaterial von Papyri vor, die sowohl Lehrer- als auch Schülerhandschriften zeigen, und gibt dabei eine unmittelbare Anschauung von Unterrichtsstunden, die vor über 2000 Jahren stattgefunden haben (Abstracts von ST. KIPF).

AGORA IN PEGASUS 3/2004: JÜRGEN BERTRAM, Spielen Sie doch einmal „SCRABBULUM LATINUM“ Ein lateinisches Scrabble (S. 64). - ANTJE BORCHARDT, Singe den ZORN. Homers Ilias in Troia (S. 65). - HINNERK OTTEN, DAN DRESCHER, MARITA MÜLLER, Mutatas dicere formas – Ovid-Projekt Berlin/Potsdam: Wie klangen Ovids Metamorphosen? Rekonstruktion und Rezitation. Die Ovid-Galerie in den Neuen Kammern in Postdam-Sanssouci in Bild, Text und Ton (S. 66). – DIETRICH STRATENWERTH, Martial als Muntermacher (S. 67). - ANDREAS FRITSCH, Cäsar oder Erasmus? Zum Tod von Manfred Fuhrmann (S. 68ff.)

Im Forschungsmagazin der Universität Regensburg **Blick in die Wissenschaft** (Heft 16, 2004, 52-54) stößt man auf den Beitrag von HEIDE FRIELINGHAUS „Waffen für die Götter. Kriegerische Weihgeschenke in griechischen Heiligtümern“. Als Dank für gewährten Schutz und in Bitte um zukünftige Hilfe weihten die antiken Griechen ihren Göttern Gegenstände des tägli-

chen Lebens wie auch eigens für die Weihung angefertigte Objekte unterschiedlichster Art. Die Weihgeschenke und Votive stellten nicht nur eine enge Beziehung zwischen Gott und Mensch her, sondern rühmten auch die Macht der betreffenden Gottheit, schmückten deren Heiligtum und boten zugleich dem Stifter der Gabe die Möglichkeit, seine Person und seine Verdienste herauszustellen.

Das Titelthema der Zeitschrift **Antike Welt** (H. 6/2004) lautet „Körperpflege und Wohlbefinden“. Über die Thermenkultur in Palästina zwischen Tradition und Romanisierung berichtet STEFANIE HOSS: „Baden wie die Römer?“ (8-13). – Die medizinische Versorgung der römischen Legion während der Kaiserzeit nach einer Schlacht schildert O. KRAUSE: „Verwundungen und blutige Verluste“ (15-20). – Von der Seife als Reinigungs- und Bleichmittel, der germanische Haartracht, kosmetischen Substanzen und diversen Toilettegerätschaften schreibt GISELA MICHEL: „Seife und Suebenknoten. Für die Schönheit bedienten sich auch die Germanen der Kaiserzeit bereits einiger Raffinessen“ (29-33). – Weitere Artikel in diesem Heft: ANNIKA BACKE: „Geliebter und Gott. Eine Ausstellung der Antikensammlung widmet sich dem Mythos des Antinoos“ (37-39). – G. HAFNER: „Der Herr der Quellen. Was der Apollon im Belvedere über seinen antiken Aufstellungskontext verrät“ (53-58). – KARIN GOERTHER: „Untergang und ‚Wiedergeburt‘ einer Wandmalerei. Malereien des 2. Jhs. n. Chr. in Trier konnten nur mit viel Mühe und Glück gerettet werden“ (69-76). – SUSANNE LORENZ: „Lockender Lorbeer. Sport und Spiel in der Antike – eine Ausstellung in den Staatlichen Antikensammlungen München“ (85-88). – Das Heft 1/2005 der Zeitschrift **Antike Welt** begibt sich „Auf Neptuns Straßen“ und berichtet von den zahlreichen neueren Schiffsfunden am Rhein. BARBARA PFERDEHIRT: „Die römische Flotte im Dienst. Der größte Fundkomplex spätantiker Militärschiffe jenseits der Alpen wurde in Mainz geborgen“ (8-16) – den Problemen der prähistorischen Hochseeschifffahrt geht DOMINIQUE GÖRLITZ nach: „Auf Expedition mit dem Schilfboot ABORA II“ (17-22). – Von einem spektakulären

Schiffsfund in den Niederlanden berichten J. BAZELMANS und ESTHER JANSMA: „Das Leben an Bord. Im Schiffsfund von De Meern ist der Alltag auf einem römischen Frachter konserviert“ (23-29). – K. STAUNER erklärt in seinem spannenden Artikel „Kommunikation in Krieg und Frieden. Das offizielle Schriftwesen des römischen Heeres von Augustus bis Gallienus (27 v. Chr. – 268 n. Chr.)“ (75-81), wie das römische Militär durch exakte Aufzeichnungen, aus denen die Disposition der jeweiligen Truppe zu jedem Zeitpunkt hervorging, den Überblick über die zum Teil sehr fragmentierten Truppenteile behielt. Für jeden Rekruten wurde eine Personalakte mit Namen, Alter und besonderen Erkennungsmerkmalen angelegt; vom Routinedienst befreite Soldaten dienten als Schreiber; in den Einheiten gab es verschiedene Dienststellen, die Schreibsoldaten benötigten, die Personalverwaltung, die Kassenführung, aber auch der Logistikbereich mit seinen Materialdepots und Getreidespeichern. – H. SCHAUER: „Efeublätter, Weinlaub oder Pinienzapfen? Die pflanzliche Substanz des dionysischen Thyrsosstabes unter die Lupe genommen! (83-86).

„Forschung und Technik in der Renaissance“ ist das zentrale Thema von **Spektrum der Wissenschaft – Spezial** 4/2004 mit 21 Beiträgen über eine spannende Epoche, in der allmählich die Wissenschaft entstand, wie wir sie heute kennen. Nach der Eroberung Konstantinopels am 29. Mai 1453 flohen griechische Gelehrte mit den Werken des ARISTOTELES, PLATONS, GALENS und anderer antiker Geistesgrößen im Gepäck in den Westen. Nun bot sich im Westen die Gelegenheit, Griechisch zu lernen beziehungsweise direkte Übersetzungen zu erhalten und die Bibliotheken zu erweitern. Die „Wiedergeburt“ des Altertums begann.

Die Pompeji-Ausstellung im Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museum (und eine Herkulaneum-Ausstellung in Berlin in der zweiten Jahreshälfte) sind Anstoß für die Redaktion der Zeitschrift **Abenteuer Archäologie** (H. 1/2005), erneut das Thema Pompeji aufzugreifen. „Nachdem wir im letzten Jahr schon den Verlauf der

Vulkankatastrophe nachvollzogen haben (Heft 2/2004, S. 62ff.), wollen wir Sie diesmal in das „Leben vor dem Vesuvausbruch“(22-39) entführen, in den urbanen Alltag der Römer.“ – Wer reich war, wurde reicher. Wie die soziale Schere im Lauf der Jahrhunderte immer weiter auseinander klaffte, verrät ein Häuserblock in Pompeji: R. JONES, „Stadtgeschichte en bloc“ (24-27). – Ob Latrinenspruch oder Buchhaltung, Schreibübung oder Wahlpropaganda – die Bewohner Pompejis kritzelten für ihr Leben gern Graffiti auf Innen- und Außenwände: SIMONE GUSKI, „Sprechende Wände“ (30-33). – K.-W. WEEBER: „Hier wohnt das Glück. Prostitution war eine Normalität des römischen Alltags, die pompejanischen Bordelle erzählen davon“ (34-39). – Weitere Beiträge: CAROLA HANISCH: Loch im Kopf. Die Trepanation hat eine lange Tradition. Schon jungsteinzeitliche Chirurgen waren Meister im Schädelöffnen“ (50-55). – CINZIA DAL MASO: „Kyrene – Das Athen Afrikas“ (76-82). – E. F. GRILLINSKI: „Unwissenheit schützt vor Strafe nicht. Die Sage von Ödipus“ (Reihe Mythropolis – Die Sagen-Soap, 96f.)

Das Heft 4/2004 der Zeitschrift **Circulare** zeugt von beträchtlichen Aktivitäten der österreichischen Lateinkollegen; es geht dabei u. a. um Leistung und Beurteilung von Schülerleistungen, um ein Modell der Positivkorrektur, um Lektürevorschläge zu den neuen Modulen, um Lernplankommentare Latein und Griechisch, zudem werden „Fächerübergreifende Maturaarbeiten“ (14-16) vorgestellt.

Heft 1/2004 von **Die Alten Sprachen im Unterricht** (LV Bayern und Thüringen) beinhaltet neben dem Artikel von H. OFFERMANN: „Plinius X 96. Versuch der Nachzeichnung eines Gedankengangs“ (7-10) vor allem den umfänglichen Beitrag von M. FERBER, „*Cenodoxus. Comico-Tragoedia* von Jakob Bidermann SJ. Dramenlektüre als ein Stück europäischer Geistesgeschichte“ (11-34). Die Lateinlehrer am Augsburgs Gymnasium bei St. Stephan haben ein Jubiläum der besonderen Art gefeiert: „400 Jahre Schultheater in Augsburg“. Die Schüler stellten sich dieser Tradition und brachten das berühmteste Augs-

burger Schuldrama in lateinischer Sprache, den „Cenodoxus“ von 1602, auf die Bühne. Dazu wurde eine kommentierte Textauswahl erarbeitet, in der barockes Lebensgefühl (Allegorie, Diesseits-Jenseits-Konflikt) und Theaterempfinden (komödiantische Szenen, Chorlieder) exemplarisch sichtbar werden sollen. Der Inszenierungsbericht stammt von MATTHIAS FERBER, die Lektüreauswahl stellte FR. EMMANUEL ANDRES OSB zusammen. Beides soll hier einem breiteren Publikum übergeben werden, damit der 400 Jahre alte „Cenodoxus“, das einzige Stück lateinischer Sprache in der deutschen Literatur, das breiten Eingang in Lexika und Handbücher gefunden hat, und mit ihm der Beitrag Süddeutschlands und seiner klösterlichen Schultradition für die europäische Theaterkultur wach gehalten werde. – Weitere Beiträge in H.1 /2004: W. STROH, „Der 400. Geburtstag von Jacob Balde: eine Herausforderung nicht nur für München“ (35-38). – W. SCHRÖTTEL, „Kreative Rezeption lateinischer Literatur“ (38-44). SCHRÖTTEL empfiehlt die kreative Rezeption als Mittel, dass junge Menschen sich aktiv mit den Inhalten und Formen der im Unterricht erarbeiteten lateinischen Texte auseinander setzen. „Kreative Rezeption ist prinzipiell in jeder Jahrgangsstufe und in einer großen methodischen Bandbreite möglich – und geschieht ja auch allenthalben. Sei es eine szenische Umsetzung der ersten Lesebuchtexte für den Unterricht, sei es die lateinische Theateraufführung, sei es eine Collage zu mythischen Texten oder anderweitige bildnerische Umsetzung.“ – M. WENZEL, „Ein böses Verslein wider die Kaufsucht – zu Martial VII 98“ (45-47). – HEFT 4/2004 VON DASIU enthält den Unterrichtsvorschlag von F. HARZER, „Nec duo sunt sed forma duplex: Salmacis und Hermaphroditus (met. 4,285-388) im Lektüreunterricht der 10. Jahrgangsstufe“ (6-31). – A. BLÜMEL, „Der Hüter der Herden in der Toga. Zu Silvia BÉLKIORS Übersetzung von 35 Gedichten F. Pessoa ins Lateinische“ (sc. SILVA BÉLKIOR, Carmina Pessoaana. 35 poemas de Fernando Pessoa em latim, Lisboa 1985, 80 S.) (32-37). – CHRISTINE ECKL, „Schiffe versenken und Flöße bauen – Schüler auf spielerischer Entdeckungsreise durch den archaischen Mittelmeerraum“ (37-42), ein interdisziplinäres Unterrichtsprojekt

der Fächer Deutsch, Kunst und Latein in einer 7. Klasse am Chiemgau-Gymnasium Traunstein.

Im **Mitteilungsblatt des LV NRW** Heft 4/2004, 5-11 stellt SANDRA ROHLFING verschiedene Möglichkeiten handlungsorientierten Arbeitens zu den Aspekten Wohn- und Esskultur, Römische Gottheiten, Freizeitgestaltung, Römisches Schulwesen und Kinderspiele vor; Titel ihres Beitrags: „Handlungsorientierter Lateinunterricht in der Sek I zum Thema Alltagsleben in der Antike“.

Das Heft 4/2004 von **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** enthält ein Interview von J. RABL mit dem Salzburger Archäologen G. E. THÜRY über die römische Küche: „Gute Götter, wie viele Menschen hält ein Bauch in Trab! (Seneca)“ (106-110). – Es schließt sich das Konzept des zweitägigen „Römischen Kochkurses“ an, den G. E. THÜRY im Oktober 2004 in Berlin veranstaltet hat incl. der dort realisierten Kochrezepte (Fotos unter <http://www.peirene.de/dav/kochen.html>). – Die Aufgabenstellung des 9. Wettbewerbs *Lebendige Antike* ist vollständig auf den Seiten 113-115 wiedergegeben (vgl. http://www.peirene.de/antike/LA_Aus05.html); mit „Pythagoras und Co. – Beziehungen von Latein und Griechisch zu Mathematik, Naturwissenschaft und Technik“ ist die Aufgabe skizziert. „Hergestellt werden soll ein Wettbewerbsbeitrag, der in überzeugender Weise die Verbindung von Antike und Mathematik, Naturwissenschaft und Technik oder aber die Leistungen der heutigen Mathematik, Naturwissenschaft und Technik zur Erweiterung unseres Wissens über die Antike zum Ausdruck bringt“. – E. MENSCHINGS philologisches Beitrag „Walther Kranz: Die Ankunft in Istanbul“ (115-130) beschließt das Heft 4/2004 der Zeitschrift LGBB, die PROF. DR. ECKART MENSCHING nunmehr 25 (!) Jahre lang als Schriftleiter betreut hat – der Moment, ihm herzlich für seine verdienstvolle Arbeit zugunsten des Unterrichts in den alten Sprachen in Berlin und Brandenburg zu danken. Er hat diese Zeitschrift in unverwechselbarer Weise durch unzählige kleine Notizen aus dem Tagesgeschehen und durch viele große Aufsätze zur Geschichte der Altphilologie in Deutschland bereichert und die

Zahl der Leser dieser Zeitschrift innerhalb des Landesverbands nicht minder als außerhalb in seinen Jahren vervielfacht.

Das Heft 2/2004 von **Latein und Griechisch in Baden-Württemberg** wartet mit drei großen Vorträgen auf: „Das Gymnasium in der Wissensgesellschaft“ ist der Titel des „Festvortrags zur 100-Jahrfeier des Friedrich-Gymnasiums in Freiburg am 16. Juli 2004“ von H.-J. GEHRKE (2-7). – Es folgt der Vortrag von K. BARTELS „Von Freiheit und Bildung. Zwischen Fachkompetenz und politischem Urteil“ (7-13), gehalten bei DAV Kongress 2004 in Köln. – Schließlich der Vortrag von M. FUHRMANN, gehalten bei der Jahrestagung 2003 der Sektion für Kulturosoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Koblenz, zum Thema „Kanon und Kontinuität trotz Krise. Was kann uns die Geschichte für die Zukunft unserer Bildung lehren?“ (7-22). – Auch die übrigen Beiträge sind die Lektüre wert. H. MEISSNER befasst sich mit dem kultusministeriell definierten „Infinitiv der Gleichzeitigkeit“ und einer Glosse von HEIKE SCHMOLL in der FAZ vom 17.8.2004; K. BARTELS konkretisiert das „Stichwort ‚Schule‘“ (S. 25/Nachdruck NZZ), P. STEIN gratuliert in „Existenz ohne Illusion. Dem großen griechischen Dramatiker Sophokles zum 2500. Geburtstag“ (26-28/Nachdruck Die Welt vom 11.8.2004) und die Siegerin des XXIV. Certamen Ciceronianum Arpinas, BARBARA SCHELLHAAS, quasi die Inhaberin des Latein-„Nobelpreises“ 2004, die überdies in Deutschland auf Landes- und Bundesebene ziemlich alles gewonnen hat, was eine Lateinschülerin gewinnen kann, schildert ebenso sympathisch wie minutiös ihre Eindrücke während ihres Italien- und Arpinoaufenthalts im vergangenen Jahr.

Erstmals nach einem zweijährigen Moratorium erscheint wieder das **Mitteilungsblatt des LV Hessen** und gleich in einem Tripelband (Heft

1-3/2004). Darin stellt sich der neue Vorstand vor, allen voran die neue Vorsitzende CHRISTA PALMIÉ. – O. LAHANN gibt einen Bericht über die Durchführung des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen in Hessen (8-10). – Auf Bundesebene wurde beim Sprachenfest der Videobeitrag „Amor und Psyche“ der Latein-AG des Franziskaner-Gymnasiums Großkrotzenburg mit dem Preis des Altphilologen-Verbandes und dem 2. Preis der Schüler-Jury ausgezeichnet; darüber informiert KARIN WOLFF in „Spaß und Anstrengung sind keine Gegensätze“ (10f.). – Einen Tagungsbericht „Neulateinische Texte im Lateinunterricht“ (11-13) gibt GUDRUN VÖGLER. – P. KUHLMANN entwickelt ein umfangreiches Konzept zu „Livius und Herodot. Antike Geschichtsschreibung als literarisches Kunstwerk“ (13-21). – Einige Ideen und Arbeitsblätter zum lateinischen Grammatikunterricht präsentiert C. SCHERLISS: „Tipps für den Grammatikunterricht“ (22-29). – Weitere Praxisberichte von A. MAYER-DIEDRICHS UND S. UHDE, „Lateinische Inschriften rubbeln im Archäologischen Park Xanten. Ein Projekt der Königin-Heinrich-Schule in Fritzlar“ (30f.). – dies.: „Die Horatier. Antikenrezeption als Theater“ (31f.). – M. WOLTER, „Wie für Latein werben?“ (32-35). – IRENE POLKE, „Griechisch – (k)ein Fach für Geschei(ter)te!“ (36-40). – A. MAYER-DIEDRICHS UND S. UHDE, „Sprachenportfolio Latein“ (40-44). – CHRISTA PALMIÉ, „Lesen im Lateinunterricht“ (44-46). – P. ROLAND, „Hymnus Latinus Europae“ (46f.).

In der ZS **Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland** (Heft 1/2005) ist „Pompeji – Die Katastrophe als Ereignis und Event“ Gegenstand eines Referats von U. EIGLER (3-12). – HEIKE STECK gibt einen Überblick zu „Griechenland und die Antike. Bücher und Medien“ (13-21).

JOSEF RABL

Besprechungen

Wolfgang Schadewaldt und die Gräzistik des 20. Jahrhunderts, hg. von Thomas Alexander Szlezák unter Mitwirkung von Karl-Heinz Stanzel, SPU-DASMATA Bd. 100, VII + 173 S., Georg Olms Verlag Hildesheim-Zürich-New York 2005 (ISBN 3-487-12815-2). € 42,00.

Die in meinem Bericht über das Schadewaldt-Kolloquium vom Mai 2000 (FORUM CLASSICUM 3/2000, S. 168ff.) angekündigte gedruckte Fassung der damals gehaltenen Vorträge ist nunmehr erschienen. Den einstigen Schülern und Hörern des Meisters mag das ein willkommenes Anlass sein, die Blütezeit der deutschen Gräzistik, die während der 50er und 60er Jahre des letzten Jahrhunderts Schadewaldt in Tübingen verkörperte, noch einmal in kompetenten Beiträgen an sich vorüberziehen zu lassen. Die Zahl der vor fast fünf Jahren gehaltenen, z. T. für den Druck aktualisierten oder veränderten Vorträge ist um vier wegen ihrer Mündlichkeit im Druck nicht angemessen darstellbare Beiträge gekürzt, dafür sind zwei andere hinzugekommen: ein wissenschaftlicher, nämlich derjenige von KARL-HEINZ STANZEL „Wolfgang Schadewaldt und die griechische Lyrik“, – und ein biographischer von HELLMUT FLASHAR, der Antwort auf brisante, aber in den ersten Nachkriegsjahrzehnten nicht thematisierte Fragen zu geben versucht: „Biographische Momente in schwerer Zeit“. Aufgrund genauer Kenntnis der heute zugänglichen Dokumente zeichnet Flashar mit gebotener Sachlichkeit die Stationen der Schadewaldtschen Universitätslaufbahn von Königsberg über Freiburg, Leipzig, Berlin bis Tübingen nach. Dabei nehmen naturgemäß die hochschulpolitischen Turbulenzen in Freiburg, wo Schadewaldt vom 1. 10. 1929 bis zum 1. 10. 1934 wirkte, um und mit HEIDEGGER und Schadewaldts Verstrickung in sie breiten Raum ein. Die dadurch bedingte, lebenslang belastende Gefährdung der Freundschaft mit EDUARD FRAENKEL gibt Flashar als einen Schlüssel zum Verständnis des Menschen Schadewaldt zu bedenken, dessen „überragende Leistung in der Forschung und ... Ausstrahlung über die Grenzen des Faches hinaus“ außer Frage steht.

Um dem Leser die Suche in dem alten FORUM CLASSICUM-Heft von 2000 zu ersparen, seien die Beiträge hier noch einmal in der Folge ihres Abdrucks mitgeteilt: WOLFGANG KULLMANN: Wolfgang Schadewaldt und Homer; KARL-HEINZ STANZEL: Wolfgang Schadewaldt und die griechische Lyrik; HELLMUT FLASHAR: Wolfgang Schadewaldt und die griechische Tragödie; THOMAS ALEXANDER SZLEZÁK: Wolfgang Schadewaldt als Übersetzer; HANS KRÄMER: Wolfgang Schadewaldt und das Problem des Humanismus; KLAUS OEHLER: Bild – Zeichen – Wort – Gleichnis, Semiotische Einblicke in die Begriffswelt von Wolfgang Schadewaldt; ERNST RICHARD SCHWINGE: Wolfgang Schadewaldts Studien zu Goethe; UTE SCHMIDT-BERGER: Frauenraub – heute? Zu Schadewaldts „Ilias“ im Europäischen Gymnasium; HELLMUT FLASHAR: Biographische Momente in schwerer Zeit.

GOTTFRIED KIEFNER, Tübingen

Dummer, Jürgen / Vielberg, Meinolf (Hrsgg.): Der Fremde – Freund oder Feind? Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2004, 168 S., EUR 34,- (Altertumswissenschaftliches Kolloquium Bd. 12; ISBN 3-515-08577-7).

Der zu besprechende Band enthält Beiträge eines Kolloquiums, das vom 9. bis 10. Februar 2001 an der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena abgehalten wurde. Vertreter verschiedener Fachrichtungen, nicht nur der Klassischen Philologie, sondern auch der Theologie, des Strafrechts und der Politologie waren eingeladen. Nach dem Vorwort (7) der beiden Herausgeber äußert sich der damalige Ministerpräsident von Thüringen, Dr. BERNHARD VOGEL, in einem Grußwort (9-12), das durch bemerkenswerte Gedanken geprägt ist. Tief überzeugt vom Bildungswert der alten Sprachen beklagt er deren Rückgang in der Schullandschaft, vor allem den Verfall des Griechischen. Zur Untermauerung seiner Vorstellungen zum Bild des Fremden bedient sich VOGEL in mehreren Fällen berechtigterweise der Zitate GOETHES, etwa: „Das Land, das die Fremden nicht beschützt, ist zum Untergang verurteilt.“ (10) Oder: „Toleranz sollte eigent-

lich nur eine vorübergehende Gesinnung sein, sie muss zur Anerkennung führen.“ (11) Zwei weitere Grußworte schließen sich an, eines von Dr. KARL-HEINZ DUCKE (13-15), das andere von DIETHARD KAMM (17-19). Die Vertreter beider großen Kirchen weisen nachdrücklich darauf hin, dass im jüdisch-christlichen Denken der Fremde Teil der Gesellschaft ist.

Der erste Vortrag: „Die Begegnung mit Fremden im Alten Griechenland“ (21-42) stammt von ALBRECHT DIHLE. Daran schließt sich der Beitrag von KLAUS DICKE an: „Der Fremde als Weltbürger: Zur Tradition und Relevanz des Kosmopolitismus“ (43-54). JÜRGEN DUMMER widmet sich folgendem Thema: „Der Fremde in der christlichen Spätantike“ (55-72). Aus der Perspektive des Juristen betrachtet UDO EBERT das Thema: „Der Fremde im Strafrecht“ (73-92). Während FRIEDERIKE HEUBNER eine Stelle aus SALLUSTS *Bellum Jugurthinum* prüft („Die Fremden in Sallusts Afrika-Exkurs (Sall. Jug. 17-19)“ (93-111), befasst sich DIETRICH V. SIMON mit folgendem Thema: „Der Fremde und das *Ius Peregrini*“ (113-124). Den vorletzten Beitrag leistet HELMUT G. WALTHER: „Antijudaismus in spätantiker Tradition? Der Apokalypsenkommentar des spanischen Abtes Beatus von Liébana“ (125-149), der letzte Beitrag wurde von MICHAEL TROWITZSCH erstellt: „Gott, der Fremde“ (151-159). Den Band beschließt ein nützliches Register (161-168), das folgende Punkte enthält: 1. Antike Namen, 2. Mittelalterliche und neuzeitliche Namen, 3. Sachen, 4. Lateinische Wörter, 5. Griechische Wörter, 6. Stellen; Antike Autoren.

Einen zentralen Beitrag liefert ALBRECHT DIHLE, ein souveräner Kenner der griechischen Literatur. Er bietet eine Fülle von interessanten Details und Überlegungen zum Thema. Seiner einleitenden These wird man wohl ohne weiteres zustimmen können, denkt man dabei doch sogleich an die *Germania* des TACITUS, der seinen römischen Lesern gewissermaßen einen Spiegel vorhalten wollte: „Die Wahrnehmung des Fremden ist zum großen Teil nichts anderes als Selbstwahrnehmung, weil der sich aufdrängende Vergleich die eigenen Schwächen und Vorzüge in ein helleres Licht rückt“ (21). DIHLE untersucht das Bild des Fremden von der Frühzeit der grie-

chischen Literatur bis hin zur römischen Kaiserzeit. Wenn auch die Griechen alle Nichtgriechen als Barbaren bezeichneten, so lassen sich in den überlieferten Textstellen der Frühzeit damit keine negativen Konnotationen erkennen. Der Begriff bezog sich lediglich auf die Unverständlichkeit der fremden Sprachen. Nach HERAKLIT (Herakleitos B Diels-Kranz) waren die Barbaren nicht in der Lage, den Logos zu verstehen – im Gegensatz zu den griechischen Philosophen. Durch die Handelsbeziehungen kamen die Griechen mit zahlreichen Kulturen in Kontakt, vor allem auch mit den alten Hochkulturen Ägyptens, Mesopotamiens, Kleinasien usw., denen sie großen Respekt zollten. DIHLE greift nicht nur auf anthropogeographische und soziologische Überlegungen zurück, sondern auch auf medizinische Erkenntnisse. Bereits in den hippokratischen Schriften findet man die Einsicht, dass Griechen und andere Völker an denselben Krankheiten leiden können, dass also die Natur keine Unterscheidung bei den Menschen vornimmt (Hippocr. Progn. 25; vgl. KARL-HEINZ LEVEN, *Antike Medizin. Ein Lexikon*. München 2005). So gibt es in der griechischen Literatur keinen einzigen Hinweis auf eine Minderwertigkeit der Barbaren zur Erklärung für den griechischen Sieg von 480 v. Chr. (25). Gerade bei HERODOT finden sich zahlreiche positive Bewertungen, ja Beschreibungen voller Bewunderung orientalischer Kulturen, gemäß der Einsicht der Sophisten, dass sich Völker vor allem durch ihre Sitten und Regeln unterscheiden. Erst allmählich schlichen sich negative Konnotationen in den Barbarenbegriff ein, etwa in der Meinung über den Perserkönig oder die Makedonen. Für ARISTOTELES jedenfalls konnte sich die Menschennatur nur in einer Polis voll entfalten, und demzufolge erkennt der Schüler PLATONS lediglich solche Verfassungen an, die der Polis nahe stehen, also etwa Karthago oder etruskische Stadtstaaten, nicht aber das Reich der Perser oder auch das ALEXANDERS des Großen (29).

KLAUS DICKE stellt den Kosmopoliten in das Zentrum seiner Überlegungen. In einem ersten Schritt präsentiert er, ausgehend von einer fiktiven Erzählung, ein Problem im Umgang mit Fremden und Fremdem, nämlich die Abgren-

zung von Privateigentum bzw. überhaupt die Rechtsbeziehungen zwischen Einheimischen und Fremden (44ff.). Danach skizziert er in knappen Strichen die Ideengeschichte des Kosmopolitismus (47ff.), um dann nach einem großem Sprung in die Neuzeit die Erforschung des Kosmopolitismus im zwanzigsten Jahrhundert vorzustellen (51ff.). Abschließend würdigt er die genannte Erscheinung als „eine philosophisch durchaus angemessene Antwort auf die Erfahrung der Ubiquität des Fremden in der modernen Welt“ (53f.). Als Fazit ergibt sich für DICKE, dass der Fremde als Rechtsgenosse zu betrachten ist, der über die Menschenwürde verfügt, des weiteren als Sprachgenosse, auch wenn er eine andere Sprache sprechen sollte, und schließlich hat der Fremde im Sinne des Kosmopolitismus ein Besuchs- und Verständigungsrecht.

JÜRGEN DUMMER untersucht das Bild des Fremden in der christlichen Spätantike und beginnt seine Überlegungen mit zwei Bibelziten (Mt 28,19.20; Act 2,1-13), in denen zwar zahlreiche Völker aufgezählt werden, die aber nicht nach Fremden oder Nichtfremden differenziert werden. Auch in der Rezeption dieser Textstellen bei griechischen Kommentatoren lassen sich kaum negative Einstellungen zu den Fremden erkennen; lediglich JOHANNES CHRYSOSTOMUS spricht von ξένοι, verzichtet aber auf den ausgrenzenden Begriff βάρβαροι (Homilien zu Acta ap. 2,14, MPG, Sp. 49). Den beiden genannten griechischen Begriffen lassen sich *peregrinus* und *barbarus* vergleichen. Den erstgenannten griechischen Begriff charakterisiert DUMMER folgendermaßen: Sie (gemeint sind ξένοι) „waren im wesentlichen bestimmt durch eine sozio-kulturelle Gemeinsamkeit, die sich nicht zuletzt in einer sprachlichen Verwandtschaft äußerte“ (61), während unter dem Begriff βάρβαρος durchaus ganz unterschiedliche Inhalte zu verstehen waren. Der Barbar war selbstverständlich der Fremde am Rande der Gemeinschaft, schon aufgrund der Tatsache, dass er eine andere Muttersprache hatte. Andererseits zeigen zahlreiche Textstellen des NT, dass der Barbarenbegriff meist ohne jegliche Wertung verwendet wurde. Die heutige Forschung kann sich auf zahlreiche Studien zum Thema stützen, und DUMMER verweist auf die

Werke ILONA OPELTS, vor allem auf folgendes: Die lateinischen Schimpfwörter und verwandte sprachliche Erscheinungen. Eine Typologie. Heidelberg 1965; gleichzeitig moniert er zu Recht das Fehlen eines Pendant für den griechischen Bereich (allerdings hat der Rez. einige Ansätze bereits geliefert, zumindest für die griechische christliche Literatur: Schimpfwörter in ATHANASIUS' Reden gegen die Arianer, in: M. WISSEMANN (Hrsg.), Roma Renascens: Beiträge zur Spätantike und Rezeptionsgeschichte. Frankf./M./Bern/New York/Paris 1988, 308-320; Formen der Polemik bei BASILIUS in der Streitschrift *Adversus Eunomium*, in: Glotta 67, 1989, 233-242; Schimpfwörter in den Invektiven des GREGOR VON NAZIANZ gegen Kaiser JULIAN APOSTATA, in: Glotta 1993, Heft 3/4, 189-202). Seit der Zeit des AUGUSTINUS wird der Barbarenbegriff nicht nur dazu verwendet, die Fremden schlechthin zu bezeichnen, sondern auch die feindlichen Fremden, die in das Römische Reich eindringen, etwa wie die Goten (*De civitate Dei*). Der Dichter PRUDENTIUS liefert ein anschauliches Beispiel (*Contra Symmachum* 2, 808-817). Er benutzt den Begriff *barbarus* letztlich im modernen, umgangssprachlichen Sinne.

UDO EBERT prüft in seinem Beitrag die Rolle des Fremden im heutigen StGB und untersucht dabei die Rolle des Fremden als Opfer und als Täter. FRIEDERIKE HEUBNER lenkt in ihrem Beitrag den Blick wieder zurück auf eine antike Textpassage (Sall. *Jug.* 17-19), analysiert aber auch die Ansichten anderer Ethnographen wie etwa von POSEIDONIOS oder auch die Ansichten eines CICERO zum Thema (*div.* II 96 und *nat. deor.* II 119). Sie konnte nachweisen, dass die Römer aus realpolitischen und pragmatischen Interessen heraus den Barbarenbegriff mit Inhalt gefüllt haben und daher weitgehend auf pauschale und stereotype Vorstellungen verzichteten, da sie aus einer Position der Stärke heraus den Fremden in ihrem Bereich akzeptieren konnten. In einem weiteren Beitrag wird eine juristische Fragestellung in das Zentrum gerückt, wobei das *Ius Peregrinum* im Vordergrund steht. Der letzte Beitrag des Bandes stellt Gott als den Fremden vor und betrachtet damit das Gesamtthema aus theologischer Sicht.

Insgesamt legen die Herausgeber einen instruktiven Band vor, in dem das Bild des

Fremden aus ganz unterschiedlichen Perspektiven analysiert und dem Leser eine Fülle von interessanten und bedenkenswerten Details und Ideen geboten wird. Die Beiträge sind gut lesbar, greifen auf wichtige Quellen zurück, die exemplarisch behandelt werden, und sind letztendlich sinnvoll aufeinander abgestimmt und durch das Register verbunden. Besonders in einer Zeit, in der Fremdenfeindlichkeit latent oder ganz offen zu beobachten ist, leistet der Band einen wichtigen Beitrag zum besseren Verständnis des Fremden und der Fremden.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Peter Hibst: Marcus Hieronymus Vida, De dignitate reipublicae – Über den Wert des Staates. Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar, Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium Band 57, Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2004, 745 S., EUR 59,50 (ISBN 3-88476-631-7).

Das vorliegende Opus wurde als Habilitationsschrift von der Fakultät für Philologie der Ruhr-Universität Bochum im Sommersemester 2002 angenommen. P. HIBST bietet eine Edition des Textes: *De dignitate reipublicae* von MARCUS HIERONYMUS VIDA sowie eine Übersetzung, der sich ein Kommentar anschließt. In der Einleitung (11-106) beschreibt er Ziel und Aufbau seiner Arbeit und gibt einen Überblick über die aktuelle Forschungslage. Er äußert sich zur Textüberlieferung und zur Textgestaltung. Grundlegender Text ist die im Jahre 1556 in Cremona erschienene *editio princeps*, berücksichtigt wurden auch die anderen drei Drucke aus dem 18. Jahrhundert. Bei der Übersetzung war es das Ziel für HIBST, eine weitestgehende Nähe zur Aussageintention des Autors zu suchen. Dabei sollten Verständlichkeit und flüssige Lesbarkeit nicht beeinträchtigt werden. Gleichwohl betont er, dass er die teilweise langen, an CICERO orientierten Perioden aufgelöst habe und sich eines modernen Wortschatzes bedient. Insgesamt legt H. eine flüssige und gut lesbare Übersetzung vor. Im Kommentarteil bemüht sich HIBST nach eigenen Aussagen darum, die antiken Quellen, auf die sich VIDA stützte, herauszufinden. Da VIDA – wie zahlreiche andere Humanisten auch – nicht immer seine Quellen angegeben hat, kann sich

die Quellensuche in einige Fällen als sehr mühselig erweisen. HIBST zieht das Fazit, dass VIDA sich hauptsächlich auf die Bibel und die Opera PLATONS, ARISTOTELES' und natürlich CICEROS selbst gestützt hat. Anschließend zeichnet HIBST in kurzen Strichen das Leben und Werk des Autors, ordnet es historisch ein in die Geschichte Italiens im Quattro- und Cinquecento, analysiert die Bedeutung des Konzils von Trient und liefert Angaben zu den Gesprächsteilnehmern. Es wird das Fehlen einer heute wissenschaftlichen Ansprüche genügenden Biographie VIDAS beklagt. Zwar existiert eine Biographie aus der Feder des VIDA-Spezialisten M. A. DI CESARE, sie wird aber von HIBST offensichtlich nicht als ausreichend betrachtet. Insgesamt sind die Angaben zu VIDA recht spärlich, weiß man doch lediglich, dass er zwischen 1480 und 1485 geboren sein muss. Von ihm stammen bukolische Werke in der Tradition VERGILS, Briefe an bedeutende Zeitgenossen, das Epos *Christias* und seine berühmte *Ars poetica* (1515). Aufgrund seiner dichterischen Fähigkeiten stand er bei PIETRO BEMBO und JACOPO SADOLETO, den beiden Sekretären von Papst LEO X., sowie bei anderen bedeutenden Persönlichkeiten der Zeit, etwa bei CASTIGLIONE, in großem Ansehen. Schließlich wurde VIDA 1533 Bischof der Diözese Alba und wurde so in die Wirren der Zeit hineingezogen. Er lehnte die Reformation entschieden ab und stand ganz auf der Seite der römisch-katholischen Orthodoxie. VIDA verstarb 1566 und wurde in der Kathedrale von Alba bestattet und 1870 umgebettet. Die Aufschrift auf seinem Marmorgrab lautet: *M. Hieron. Vidae | Cremonensis | Ab anno MDLXVI Alb. Episc. | Christiano carmine Virgilii famam | Aemulati | Reliquiae olim ad laevam arae max. | Depositae | Ne tanto viro debitus honos | Plane deficeret | instaurato templo | Hoc monumento conditae sunt | Anno MDCCCLXX (33).*

Sehr nützlich für den Leser ist die Inhaltsübersicht von *De dignitate reipublicae*, da er so leichter ihn interessierende Abschnitte auffinden kann.

Im zweiten Abschnitt folgt der Text (bestehend aus der *Epistula dedicatoria*, dem *Liber primus* und dem *Liber secundus*) mit der Übersetzung (106-445). Danach folgt im dritten Abschnitt der Kommentar (446-690). Den Band beschließen ein

Anhang (Dokumentation der Textauslassungen in der Ausgabe von ALTAMURA 1955), ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis (694-737) sowie ein Index (738-745).

VIDA hat seinen staatsphilosophischen Dialog *De dignitate reipublicae*, orientiert am Werk CICEROS, in den Kontext des Konzils von Trient eingebettet. Er lässt bedeutende Zeitgenossen als Dialogpartner auftreten, so den Kardinal REGINALD POLE, dem er auch das Werk dediziert hat, den Kardinal GIOVANNI MARIA DEL MONTE, den Dichter MARCANTONIO FLAMINIO und ALVISE PRIULI, ab 1551 Bischof von Brescia.

Dem Werk kommt schon deshalb eine besondere Bedeutung zu, als die Schrift CICEROS *De re publica* erst 1819 von ANGELO MAI entdeckt und drei Jahre später sorgfältig ediert wurde. Nach Lage der Dinge konnte VIDA nur die erste Zusammenstellung der Fragmente und Testimonien von *De re publica* kennen, die PETRUS VICTORINUS 1536 zuerst ediert und welche ROBERTUS STEPHANUS 1539 in einem Nachdruck besorgt hatte.

Der Dialog, in der Gesamtanlage dem platonischen und ciceronianischen Dialogtypus verpflichtet, enthält zahlreiche Facetten über die Konzeption eines Staates, wobei der Tradition entsprechend Gegenpositionen deutlich werden. Auf VIDAS Erörterung über den Staat folgt die Gegenrede FLAMINIOS, für den der Staat als Ursache aller Übel anzusehen ist. Durch zahlreiche Rückgriffe auf antike Staatskonzeptionen erhält der Leser viele erhellende Details zum Thema. So behauptet FLAMINIO, dass der Idealstaat ein Konstrukt sei, das nie existiert habe (I 36ff.). Am Ende des ersten Buches bereitet eine Überleitung auf die Thesen VIDAS vor, die im zweiten Buch im Vordergrund stehen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs werden unter anderem so bedeutsame Überlegungen angesprochen wie: Ziel und Wesen des Staates (II 13ff.); Der Mensch als Mängelwesen (II 25ff), wobei VIDA Gedanken von ARNOLD GEHLEN antizipiert; Die Bedeutung von Vernunft und Sprache für die Gemeinschaftsbildung der Menschen (II 31ff.); Die Naturgemäßheit von Herrschaft (II 47ff.); Naturrecht und Bürgerrecht (II 68ff.), Der gerechte Staat (II 83ff.); Die grundsätzliche Überlegenheit des Staates gegenüber den

Zuständen der vorstaatlichen Urzeit (II 96ff.); VIDAS Fazit (II 127-139), in dem er den Staat als Geschenk Gottes vorstellt, den freien und friedlichen Staat als zu erstrebendes Ziel anvisiert und FLAMINIOS Fundamentalkritik am Staat widerlegt und den Wunsch seines Kontrahenten kritisiert, der den einstigen Idealstaat wiederherzustellen gedenkt.

In einer Unterrichtsreihe über staatsphilosophische Gedanken, die sich etwa bei PLATON, ARISTOTELES, CICERO und AUGUSTINUS finden, um nur einige wenige Autoren anzuführen, bietet sich die Lektüre einiger Abschnitte aus VIDAS Dialog *De dignitate reipublicae* an. Mit seiner staatstheoretischen Schrift wollte der Verfasser CICEROS verloren geglaubtes Werk *De re publica* ersetzen und einen Beitrag dazu leisten, die moralphilosophische Literatur in lateinischer Sprache zu vervollständigen.

H. hat ein nützliches und lesenswertes Buch herausgegeben, das nicht nur für den interessant ist, der sich besonders mit Fragen des Staatsaufbaus und dessen Geschichte befasst, sondern der auch in einem humanistischen Text viele Details der Antike wiederfinden will.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Karl-Wilhelm Weeber: Nachtleben im alten Rom, Darmstadt: Primus-Verlag 2004, 168 S., EUR 19,90 (ISBN 3-89678-256-8).

Die Orgien der Römer sind sprichwörtlich und, spätestens seit Sir PETER USTINOV in der Verfilmung von SIENKIEWICZS berühmtem Roman *Quo vadis* den NERO gab, Allgemeingut des Wissens. Aber wie es immer mit dem sprichwörtlichen Wissen ist, es bleibt meist diffus und wenig präzise nach dem Motto: Nichts Genaues weiß man nicht. In dieses Dunkel des Halbwissens bringt WEEBERS neues Buch helles Licht.

Es beleuchtet die dunkleren Seiten römischer Existenzen: Den reichlichen Konsum von Wein, den weit verbreiteten Hang zum Glücksspiel und die Neigung zu regelmäßigem Aufenthalt in zwielichtigen Etablissements. Zum Verblüffen des humanistisch gebildeten Lesers – der Rez. war einst Schüler der von Weeber geleiteten Schule – befanden sich diese und noch manch andere Verhaltensweisen durchaus in Einklang mit den

sittlich-moralischen Normen der römischen Antike. Der *mos maiorum* bedarf also einer Neudefinition?

Aber lassen wir zunächst einmal diese grundsätzliche Frage beiseite und widmen uns Weebers Buch. In neun Kapiteln mit lateinischen Haupt- und deutschen Untertiteln erhellt der Verf. dem Leser die finstere römische Nacht. Darüber dass die Nacht in Rom nach Sonnenuntergang tatsächlich vollkommen dunkel war, belehrt das letzte Kapitel des Buches: „*ad lychnuchos* – Nächtliche Schauspiele im Fackelschein“, indem es Illuminierungen von Teilen der Stadt als Ausnahmeereignisse zu besonderen Anlässen vorstellt. Die „technischen Schwierigkeiten und finanziellen Aufwendungen“ (S. 145), sicherlich auch die Brandgefahr wiesen ihnen diesen Rang zu. In der Republik offenbar nur sehr selten und begrenzt vorgenommen, liegt nach WEEBER ein Schwerpunkt dieser nächtlichen Lichtinszenierungen bei NERO, der sie aber zugleich – wie auch aus *Quo vadis* bekannt – bei der Beleuchtung der kaiserlichen Gärten mit menschlichen Fackeln während der Pogrome des Jahres 64 pervertierte und nach dem Zeugnis des TACITUS ihrer hohen Wertschätzung beraubte.

Die sonst übliche Dunkelheit der Nacht, so erfährt der Leser im Kapitel: „*grassatio* – Nachtschwärmer mit Rowdyallüren“ weiter, machte die Straßen Roms durchaus unsicher. Mit Zeugnissen von der Komödie bis hin zu AUGUSTINUS belegt Weeber durchgängig, dass junge Männer meist von patrizischen Herkunft nachts in Gruppen zu feiern und nach dem Genuss von reichlich Wein lärmend durch die Stadt zu ziehen pflegten, um nicht selten Schlägereien mit Unbeteiligten anzufangen.

Die *Subura* sei aber auch das Ziel für Plebejer gewesen, die nach Vergnügungen in der Nacht suchten. In den Kapiteln: „*popina* – Wirtshäuser, Kneipen und Herbergen“, „*alea* – Wenn der Würfelbecher die Nacht regiert“ und „*infamia* – Facetten des römischen Rotlichtmilieus“ zeigt der Verfasser, dass es dort schon ein großes Angebot an Unterhaltungsmöglichkeiten, allerdings eher der einfachen Art, gab. Zudem habe auf *tabernae*, *popinae* und *cauponiae* mit der Diskriminierung als kriminell eine „gesellschaftliche Ächtung“

gelegen, die sogar dazu geführt habe, „dass sich in der römischen Welt eine gehobene Gaststätten- und Restaurantkultur [nicht] entwickeln konnte.“ (S. 21). Nicht unwesentlich habe auch zum Ruf dieser Lokale beigetragen, dass sie „fast alle unter kollektivem Prostitutionsverdacht“ standen, wie Weeber in einem Interview formulierte (Schon die Römer kannten „Komasaufen“, Westdeutsche Zeitung, 27.11.2004, 24w). Andererseits aber hätten sie auch eine soziale Funktion erfüllt, indem sie denjenigen Bevölkerungsteilen, die über keine eigene Kochmöglichkeit verfügten, warme Mahlzeiten zugänglich machten. In diesem Zusammenhang vermisst der Rez. eine Auseinandersetzung mit NEROS Verbot, dort aufwändigeres Essen auszugeben als einfache Gemüsegemische, *interdictum, ne quid in popinis cocti praeter legumina aut holera veniret, cum antea nullum non obsonii genus proponeretur*, SUTTON, *Vita Neronis* 16,2. Sollte damit die Attraktivität der schlecht beleumundeten Lokalitäten herabgesetzt werden oder handelte es sich um eine Maßnahme zur Hebung der Volksgesundheit?¹

Trotz des schlechten Rufes ihrer Etablissements sei die Prostitution gesellschaftlich allgemein akzeptiert und deshalb massiv präsent gewesen² (S. 64f.). Weeber weist mit Recht anhand der Quellen darauf hin, dass für den *civis Romanus* das Aufsuchen einer Prostituierten keinen Ehebruch im juristischen Sinne darstellte und auch nicht ehrenrührig war.

In vielen verschiedenen Facetten und reich an Kenntnissen der entsprechenden antiken Quellen bringt der Verf. dem Leser einen Bereich des römischen Lebens nahe, der im üblicherweise hehren Bild der Antike keine Beachtung findet. Interessant wäre es für den Rez. allerdings gewesen zu erfahren, ob die Christianisierung der römischen Gesellschaft darauf Einfluss genommen hat, berichtet doch beispielsweise CYPRIAN, *de hab. virg.* 12, noch Details aus dem Bordell und kam es doch erst unter IUSTINIAN zu einem allerdings wenig erfolgreichen Verbot der Prostitution, obwohl die Kirchenväter schon früh das Ideal der absoluten sexuellen Abstinenz lehrten. Ebenso drängt sich dem Rez. in diesem Zusammenhang die Frage auf, welche Auswirkung die weit verbreitete Prostitution angesichts der

begrenzten kontrazeptiven Möglichkeiten³ auf das persönliche Schicksal und die Bevölkerungsentwicklung im allgemeinen hatte. Aus dem instruktiven Aufsatz von LAARMANN⁴ lernen wir neuerdings, dass Abtreibungen trotz hohen gesundheitlichen Risikos häufig vorgenommen wurden und bis zur christlichen Spätantike keinem ethischen Verdikt unterworfen waren⁵. Könnte dieser Sachverhalt symptomatisch sein für die „massive(n) Präsenz“ (S. 64) der Prostitution in der römischen Gesellschaft? Problemstellungen dieser Art sucht der Leser leider vergebens; sie werden hier nicht thematisiert, obwohl sich der Verf. anderenorts selbst mit der Abtreibung beschäftigt hat (Alltag im Alten Rom. Ein Lexikon, Zürich/Düsseldorf 1995, 13f.).

Darin spiegelt sich nach Ansicht des Rez. die Konzeption des Werkes als Sachbuch für eine breite Öffentlichkeit und das Selbstverständnis seines Autors als „Wissenschaftspublizist“ (WZ-Interview): Solchen Maximen verpflichtet, bevorzugt er nämlich einen sehr publikumswirksamen Schreibstil, der möglicherweise aus demselben Grund eine ebenso rezipientenorientierte Perspektive einnimmt⁶. Um es am Beispiel auszuführen: Vom Leiden all derjenigen beiderlei Geschlechts, die als Sklaven oder aus Notlagen zur Prostitution oder zum Leben in *infamia* gezwungen wurden, erfährt der Leser so gut wie nichts. S. 79 erwähnt lediglich die Tatsache, dass „*lenones* Sklavenhalter waren, die ihre unfreien Dirnen auf eine bestimmte Zeit, in der Regel für eine Nacht, vermieteten.“ Und S. 67ff. belehren am Beispiel des *lupanar* von AFRICANUS und VICTOR in Pompeji über den trostlosen Zustand der Bordelle.

Aber schauen wir weiter auf das Kapitel über das Würfelspiel. Hier lesen wir, dass der Hang zu diesem Glücksspiel in der gesamten römischen Bevölkerung unabhängig von der sozialen Zugehörigkeit tief verwurzelt war. Selbst Kaiser waren ihm verfallen, nicht zuletzt der auf die altrömischen Sitten so bedachte AUGUSTUS. Weeber zeichnet auch in diesem Kapitel wie in allen anderen ein anschauliches und detailreiches Bild von allen Spielarten der *alea*. Dem Rez. kam dabei unweigerlich CAESARS berühmtes Zitat vor dem Überschreiten des Rubikon in den Sinn, aber er sah sich vergebens nach dessen

Erwähnung um. Denn er suchte nach einer Antwort, wieso denn CAESAR diesen Ausspruch tat⁷, wenn nach Weeber *aleator* schon seit CICERO ein Schimpfwort⁸ war (S. 47f.) und das Würfelspiel insgesamt eher einem zwielichtigen Umfeld angehörte. CAESAR wollte doch gewiss den Beginn der Bürgerkriege nicht mit den eher leichtfertigen Leidenschaften eines zudem anrühig-dubiosen Milieus, die sogar einem gesetzlichen Verbot unterlagen, identifizieren, zumal wenn er ein Zitat MENANDERS benutzte. Hier fühlt sich der Rez. zu tiefer greifenden Analysen aufgefordert.

Das zum Teil recht düstere Sittengemälde der römischen Gesellschaft breitet Weeber weiter mit den Themen: „*comissatio* – Trinkgelage mit (nicht nur) verrückten Gesetzen“, „*acroama* – Tafel-Unterhaltung(en)“ und „*rixa nocturna* – Liebesnächte in der Welt der römischen Elegie“ aus. Die beiden ersten dieser Kapitel beschäftigen sich mit den höheren sozialen Schichten, die ihre Vergnügungen in den eigenen Wänden suchten. Der reichliche Genuss von meist gemischtem Wein, mehr oder minder anspruchsvollen Gesprächen und unterhaltsamen Darbietungen dehnten die Speiserunden und Trinkgelage bis tief in die Nacht oder sogar bis zum Morgengrauen aus, wie Weeber mit einem fast unerschöpflichen Schatz sorgfältig aufgearbeiteter Quellen anschaulich werden lässt. Erwähnenswert erscheint abschließend die Deutung der in ihrer Selbstdarstellung als *milites Veneris* auftretenden Elegiker. In ihrer *Kriegsdienst-Metapher* sieht der Verf. unter Zustimmung des Rez. die Rechtfertigung „einer der Liebe gewidmeten neuen Daseinsform“ (S. 132), ein neues Selbstbewusstsein des Liebhabers und weniger den Ausdruck eines übertriebenen Machismo.

Kommen wir am Ende noch einmal auf die eingangs aufgeworfene Fragestellung einer Neubewertung des *mos maiorum* zurück. Auf der einen Seite die strengen Ideale eines starren Sittenkodex, die Rom zu seiner Größe und Macht geführt haben⁹, auf der anderen Seite all die Aspekte römischen Lebens, die wir in dieser umfassenden Darstellung wissenschaftlich solide und gut lesbar kennenlernen konnten. Weeber selbst meint dazu: „Aus heutiger Sicht ist man geneigt, diesem Sittenkodex eine gewisse Doppelmoral zu attestieren“ (S. 63). Die Persönlichkeit des sittenstrengen CATO

vermochte aber offenbar beides widerspruchslos in sich zu vereinigen. Dürfen wir dann mit unseren Maßstäben darüber richten, wozu der Leser vielleicht nach der Lektüre des „Nachleben[s] im alten Rom“ neigen mag?

In wissenschaftlicher Manier beenden das Buch ein Abkürzungsverzeichnis, Anmerkungen, die allerdings bis auf wenige Ausnahmen nur die ausgewerteten antiken Quellen angeben, und ein Literaturverzeichnis.

Schließlich und endlich verdient der makellose Satz ohne jegliche Druck- oder sonstige Fehler Erwähnung und trägt dazu bei, das Buch mit seinem angenehmen Erscheinungsbild zu einem erbaulichen Gewinn für jeden Leser werden zu lassen.

Anmerkungen:

- 1) Darauf könnte Celsus, *de medicina* 1,2,8 schließen lassen: ... *si qua intemperantia subest, tutior est in potione quam in esca. cibus a salsamentis, holeribus similibusque rebus melius incipit ...*
- 2) Offenbar war sie so weit in der Gesellschaft verbreitet, dass der Senat nach Tac. ann. 2,85 unter Tiberius den Personenkreis der Prostituierten unter den freien Römerinnen beschränkte.
- 3) Vgl. dazu Der Kleine Pauly Bd. 4, 1979, 1193f. s.v. Prostitution.
- 4) M. Laarmann, Abtreibung in der Antike, *Forum Classicum* 47,4, 2004, 282-288.
- 5) Vgl. dazu beispielsweise Tertullian, *de anima* 37,2.
- 6) Im Feature der Westdeutschen Zeitung, a.a.O., heißt es dazu: „Weeber ... langweilt ... nicht mit komplizierten sozialwissenschaftlichen Ausführungen, sondern nennt in amüsanten Anekdoten Ross und Reiter.“
- 7) Dass es sich um ein authentisches Wort Cäsars handelt, vgl. bei Chr. Müller, *Ikarus fliegt weiter. Ursprung und Rezeption geflügelter Worte und Sprachbilder*, Mainz 2001, 6-9
- 8) Vgl. dazu auch I. Opelt, *Die lateinischen Schimpfwörter und verwandte sprachliche Erscheinungen*, Heidelberg 1965, 154 und 156.
- 9) Vgl. dazu im Überblick D. Schmitz, *Moribus antiquis res stat Romana – Römische Wertbegriffe bei christlichen und heidnischen Autoren*, *Forum Classicum* 46,1,2003, 27-41.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender 2005. Bio-bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Wissenschaftler der Gegenwart. 20. Ausgabe. 3 Bände. München, K. G. Saur. XIII, 4486 S. Zus. EUR 738,- (ISBN 3-598-23612-3).

Der auch für AltsprachlerInnen wichtige „Kürschner“ („Deutscher Gelehrtenkalender“) ist in *FORUM CLASSICUM* 1/03, 60ff. detailliert vorgestellt worden. Soeben erschien die 20. Ausgabe (2005). Sie weist die gleichen Vorzüge wie die 19. auf. Sie enthält 70818 WissenschaftlerInnen, davon 5900 zum ersten Mal. Man vermisst nur wenige Gelehrte, etwa den Klassischen Philologen R. GORDESIANI (Georgien), den Byzantinisten/Neogräzisten P. TZERMIAS (Schweiz), den Linguisten L. ZGUSTA (USA), den Griechenlandhistoriker H. FLEISCHER (Griechenland). Der Nekrolog¹ nennt unter den Toten der Jahre 2003/2004 die Klassischen Philologen BALTES, DOBLHOFER, KÜHNERT², SCHMALZRIEDT, WÜLFING VON MARTITZ, die Neogräzistin ROSENTHAL-KAMARINEA, den Germanisten HÖLLERER.

Unter den angeführten Publikationen sind einige noch im Druck befindlich, so von C. W. MÜLLER „Legende Nouvelle Roman. 13 Kapitel zur erzählenden Prosaliteratur der Antike“ und „Appendix Platonica und Neue Akademie“; von H. FLASHAR ein weiterer Band seiner Kleinen Schriften: „Spectra“³. (S. 829 muss es im Flashar-Artikel „Entretiens ... Hardt“ heißen.) DÖPPS „Lexikon der antiken christlichen Literatur“ ist zwar zuerst 1998 erschienen, sollte jedoch jetzt in der 3., vollständig neubearbeiteten und erweiterten Auflage (2002) zitiert werden; dazu s. meine Rezension in *FORUM CLASSICUM* 1/03, 58ff. In dem Register der Gelehrten nach Fachgebieten gehören ENEPEKIDES, PUCHNER, H. RUGE, E. TRAPP, alle bei Klassischer Philologie verzeichnet, zu Byzantinistik/Neogräzistik, s. die betreffenden Artikel. Wenn im Hauptteil die Wissenschaftsdisziplinen, die ja im Lemma erst nach anderen Angaben, also relativ spät auftauchen, fett gedruckt wären, würde man die Gesuchten rascher identifizieren (es gibt z. B. zehn „Schmidt“ mit Vornamen „Werner“). Das Verzeichnis deutschsprachiger Universitäten und sonstiger Hochschulen ist nunmehr nach Ländern – Deutschland, Österreich, Schweiz (einschließlich der französisch- und italienischsprachigen) – gegliedert, innerhalb dieser Gruppen alphabetisch erst nach Orten, dann nach Hochschulnamen, z. B.: „Deutsche Telekom Fachhochschule Leipzig“ bis „Univer-

sität Leipzig“ (Lübeck muss zwischen Lippe und Lüneburg zu stehen kommen.) Im „Verzeichnis wissenschaftlicher Verlage“ ist jetzt der für die alphabetische Einordnung maßgebliche Teil des Namens fett gedruckt, z. B. (Walter) **de Gruyter**, so dass man das Gesuchte schneller findet.

Im Saur Verlag erscheinen übrigens auch das „Handbuch der Universitäten und Fachhochschulen: Deutschland Österreich Schweiz“⁴ sowie das „Hochschullehrerverzeichnis“⁵.

Auch die 20. Auflage des „Kürschner“ ist ein nicht zuletzt für AltsprachlerInnen unentbehrliches Standardwerk (wiederum in vorzüglicher Ausstattung), für das man dem auch sonst um die Altertumswissenschaft sehr verdienten Verlag (Bibliotheca Teubneriana, Thesaurus linguae Latinae) nicht dankbar genug sein kann.

Anmerkungen:

- 1) Beobachtungen zu Nachrufen bei J. Werner in: Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg 46, 2002, 46.
- 2) Vgl. die Nachrufe von J. Werner in: Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Jahrbuch 2001-2002, Stuttgart, Leipzig 2003, 549 ff., und von R. Gordesiani in: Phasis (Tbilisi) 5/6, 2003, 238f.
- 3) Zum 1. Band („Eidola“) s. meine Rez. DLZ 113, 1992, 190ff.
- 4) Zur 10. Ausgabe s. J. Werner, hochschule ost 2/2001, 282ff.
- 5) Zur 9. Ausgabe von Bd 1 „Universitäten Deutschland“ und zur 4. Ausgabe von Band 2 „Fachhochschulen Deutschland“ s. J. Werner ebd. 284ff.

JÜRGEN WERNER, Berlin

*WER IST WER? DAS DEUTSCHE WHO'S WHO. Begr. v. Walter Habel. XLIII 2004/2005 Bundesrepublik Deutschland. Lübeck 2004. Schmidt/Römhild. EUR 210,-; XVI, 1662 S. (ISBN 3-7950-2038-7). – CD-ROM EUR 190,- (ISBN 3-7950-2039-5).**

Das deutsche Gegenstück zu „Who is who?“ erschien erstmals 1905 in Leipzig (HERMANN A. L. DEGENER: Wer ist's?). Bis 1965 war es gesamtdeutsch. Ein interessantes Stück deutscher Geschichte: Vereinte die 13. Ausgabe (1958) die deutsche Prominenz noch in einem Band, so kam die 14. Ausgabe, wohl mit Rücksicht auf Empfindlichkeiten der DDR-Führung, in zwei Bänden heraus. In Band I „Bundesrepublik

Deutschland und Westberlin“ (1962) hieß es S. VII: „Ein zweiter Band (Mittel- und Ostdeutschland) ist in Vorbereitung.“ Bd. II (1965) hatte keinen Untertitel (offenbar verbot sich „Mitteldeutschland“ oder ähnliches im Hinblick auf Ostberlin, „DDR“ im Hinblick auf Bonn): Laut S. VII waren „5000 (Prominente) aus dem Gebiet der DDR“ erfasst, ohne Anspruch auf Vollständigkeit; die getrennte Präsentation sollte „bis zur Wiedervereinigung“ beibehalten werden. Von der 15. Ausgabe erschien 1967 „Band I (West)“. Es war also weiterhin ein separater DDR-Band geplant (das Vorwort geht nicht darauf ein), aber er ist nicht zustande gekommen. In der 16. Ausgabe (1970) wurde ein spezieller DDR-Band für 1971 angekündigt (S. V), doch er kam nicht, und in der 17. Ausgabe (1973) wurde dazu nichts gesagt.

Ein eigenes vergleichbares Werk hat die DDR nie hervorgebracht. Zwar gab es einen (gemildert stalinistischen) Personenkult, aber andererseits war die Information über Bildung, Privatleben usw. der „Partei- und Staatsführung“ jahrzehntelang ausgesprochen restriktiv. (Über Künstler erfuhr man mehr, aber natürlich nicht so viel und schon gar nicht auf so „poppige“ Manier wie in der Bundesrepublik.) Es war eine kleine Sensation, als – lange nach der Gründung der DDR – in der Presse ein Foto erschien, auf dem ULBRICHT mit seiner Frau in einem Boot saß und ruderte, und es blieb lange das einzige derartige Foto. Überall wurde dieses Bild gebracht, mit einer Variante, die durch (absichtlich?) seitenverkehrte Widergabe bedingt war: In der einen Illustrierten ruderte Ulbricht von links nach rechts, in der anderen von rechts nach links. „Weite und Vielfalt des Sozialistischen Realismus“! Die Gründe für die Abstinenz in Bezug auf die ‚Intimsphäre‘ der maßgeblichen Politiker waren unter anderem das starke Sicherheitsbedürfnis (man hielt es für besser, wenn die westlichen Dienste kein auf den ersten Blick noch so unwichtiges Detail aus dem Leben der Führungskaste kannten) und das Gefühl, sich auch gegenüber den Untertanen keine Blöße geben zu dürfen: Wussten die Bürger z. B. von einem Politbüro-Mitglied, dass es eine oder gar mehrere Fremdsprachen konnte (und solche Fälle gab es), so mochte es um so mehr

auffallen, dass die anderen keine Fremdsprachen beherrschten, usw. Man bedenke, welche Rolle dieser Punkt im Volkswitz in Bezug auf zeitgenössische prominente Politiker spielte, etwa anlässlich einer Gipfelkonferenz: Der englische Premier zum amerikanischen Präsidenten: „*I quite agree with you*“, darauf der französische Präsident: „*Me too*“, danach Kohl: „*Me three*“.

Seit der 30. Ausgabe (1991) ist das Standardwerk wieder gesamtdeutsch. Es ist von mir in FC 1/03, 62f. ausführlich gewürdigt worden. Jetzt liegt es in 43. Auflage vor, erneut auf den neuesten Stand gebracht. 2000 Personen wurden neu aufgenommen. Jüngste Prominente ist die 22jährige LINDA BRESONI, deren Mannschaft die Fußballweltmeisterschaft 2003 gewann, ältester Prominenter der 104jährige Wissenschaftler GERHARD OEHLER. S. 1 ist als Bundespräsident nunmehr H. KÖHLER, mit Foto, bei den „obersten Behörden des Bundes“ vertreten. (Dagegen S. XV bei den „obersten Behörden der Bundesregierung“. Das ist aber wohl keine Anspielung auf seine Amtsauffassung bzw. Amtsführung, doch sollte es unabhängig davon besser „oberste Behörden der Bundesrepublik“ heißen.) Als Ministerpräsident von Baden-Württemberg firmiert noch E. TEUFEL, und bei der Regierung des Freistaats Sachsen sind die Veränderungen nach der letzten Landtagswahl noch nicht berücksichtigt; Redaktionsschluss war 15.07.2004. Sehr knapp die Daten über die brandenburgische Wissenschaftsministerin WANKA (mitgeteilt wird stets nur, was die/der Betreffende gedruckt sehen möchte); übrigens ist sie seit Januar Vorsitzende der Kultusministerkonferenz. Unter den aufgenommenen Personen ist vom Namen her für AltsprachlerInnen besonders interessant der Forstingenieur und Bundestagsabgeordnete CAJUS (*sic!*) JULIUS CAESAR. unter den WissenschaftlerInnen vermisst man außer den schon in FC 1/03 Genannten die Klassische Philologin GALL, die germanistische Linguistin BARZ, den germanistischen Literaturwissenschaftler MANGER; sie haben, wie andere in „Wer ist wer?“ Fehlende, im „Kürschner“ (s. vorige Rezension) einen Artikel. Der „Nekrolog“ verzeichnet an Wissenschaftlern unter anderem den Klassischen Philologen SCHMALZRIEDT (zuletzt verstarb M. FUHRMANN), die Byzantinistin/

Neogräzistin ROSENTHAL-KAMARINEA, aus anderen Bereichen den Publizisten GAUS, die SchauspielerInnen O. W. FISCHER, J. NITSCH, PIONTEK, QUADFLIEG. Bei den Würdigungen von W. JENS vermisst man HINCKS Buch „Walter Jens. Un homme de lettres“ (1993, s. meine Rez. in „Universität Leipzig“ 4/1993, 29).

Das monumentale Nachschlagewerk ist wie eh und je unentbehrlich.

*) WER IST WER ist auch im Internet verfügbar: www.Genios.de, www.weristwer.de, über T-ONLINE / *genios# unter dem Menüpunkt „Handbücher/Nachschlagewerke“.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Spectra. Kleine Schriften zu Drama, Philosophie und Antikerezeption von Hellmut Flashar. Hrsg. v. Sabine Vogt. 348 S. Tübingen 2004: Gunter Narr. EUR 78,- (Classica Monacensia. Münchener Studien zur Klassischen Philologie 29; ISSN 0941-4274. ISBN 3-8233-6118-X).

Der Gräzist HELLMUT FL(ASHAR) beging unlängst seinen 75. Geburtstag, vgl. FR. MAIER, FC 4/04, 288f. Er ist zum 60. Geburtstag mit einem ersten Band Kleiner Schriften geehrt worden („Eidola“, Amsterdam 1989; s. meine Rez. DLZ 113, 1992, Sp. 190-193), zum 65. mit der Festschrift „Orchestra. Drama Mythos Bühne“ (Stuttgart, Leipzig 1994); der hier anzuzeigende, Fl. zum 75. Geburtstag gewidmete Band vereinigt erneut gewichtige Arbeiten zu seinen Hauptarbeitsgebieten. Sie flankieren Monographien wie „Sophokles. Dichter im demokratischen Athen“, München 2002 (dazu s. meine Rez. in FC 1/01, 55-58 und, ausführlicher, AAHG 55, 2002, Sp. 100-103) sowie die Leipziger Akademie-Abhandlung „Felix Mendelssohn-Bartholdy und die griechische Tragödie. Bühnenmusik im Kontext von Politik, Kultur und Bildung“ (Stuttgart, Leipzig 2001), die in „Spectra“ in erweiterter Form vorgelegt wird. Dazu tritt 2005 in der von Fl. herausgegebenen Reihe „Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung“ ein Band mit kommentierter Übersetzung der Aristoteles-Fragmente.

Teil I „Zum griechischen Drama und seiner Poetik“ enthält folgende Beiträge: Orest vor Gericht, Aristoteles und die Tragödie der Klassik, die *Poetik* des Aristoteles und die griechische

Tragödie¹, Aristoteles, das Lachen und die Alte Komödie, Komik und Alte Komödie, Sokrates im Korbe, Men and Birds [in Aristophanes' „Vögeln“]; II „Zur griechischen Philosophie und Wissenschaft“: Ethik und Medizin – Moderne Probleme und alte Wurzeln, Athen. Die institutionelle Begründung von Forschung und Lehre, Überlegungen zum platonischen *Kriton*, Aristoteles, *Über die Philosophie*; III „Zur Antikerezeption der Neuzeit“: Moses Mendelssohn, *Phädon*, Felix Mendelssohn Bartholdy ... (s. o.), Ithaka. Botho Strauß und die homerische *Odyssee*; IV „Zur Wissenschaftsgeschichte“: Das griechische Wunder im Spiegel des Chorliedes „Vieles Gewaltige lebt ...“ aus der *Antigone* des Sophokles und in der Deutung Heideggers, Dekomposition einer mythischen Philosophie. Eric Voegelin über Aristoteles, Wilamowitz heute? Zur Situation der Geisteswissenschaften, Wolfgang Schadewaldt und die griechische Tragödie; V „Biographisches und Nachrufe“: Biographische Momente in schwerer Zeit. Wolfgang Schadewaldts Weg im ‚Dritten Reich‘, Ernst Grumach (1902-1967), Konrad Gaiser †, Olof Gigon †; VI „Schriftenverzeichnis ... 1989-2004 [die Veröffentlichungen bis 1989 sind von MANFRED KRAUSS in den von ihm herausgegebenen „Eidola“ aufgelistet]. Hier ist nicht der Ort, auf alle Beiträge einzugehen. Nur so viel sei gesagt: Vergils 2000-Jahr-Feier war, da es kein Jahr Null gibt, gegen SCHADEWALDT (308) und andere nicht 1930, sondern 1931 zu begehen². – S. 243ff. ist, wenn HÖLDERLINS „Antigone“-Übertragung bzw. -Bearbeitung erwähnt ist, stets die 1804 in den „Trauerspielen“ gedruckte Fassung gemeint („Ungeheuer ist viel“), nicht die wohl kurz vor 1800 entstandene Übertragung der ersten Strophe und Antistrophe dieses Chorliedes („Vieles Gewaltige gibt's“), die, wie alle Hölderlin-Verdeutschungen außer den zwei SOPHOKLES-Stücken, erst im 20. Jh. gedruckt wurde, aber dem Hölderlin-Forscher und dem Hölderlin-Freund inzwischen durch zahlreiche Editionen vertraut ist, nur eben HEIDEGGER nicht. – Zu S. 329: GRUMACH war, laut Ausweis der Personal- und Vorlesungsverzeichnisse der Humboldt-Universität, 1949-54 Professor mit Lehrauftrag, danach Professor mit vollem Lehrauftrag; dies entsprach etwa einer heutigen C 3-Professur, die ostdeut-

sche Entsprechung zum Ordinarius dagegen war Professor mit Lehrstuhl.

Im Schriftenverzeichnis hat die Hrsgn., offensichtlich im Einvernehmen mit Fl., seine – bedeutende – Hrsg.-Tätigkeit weitgehend beiseite gelassen. Genannt ist „Altetumswissenschaft in den 20er Jahren“, Stuttgart 1995. Nicht in der Bibliographie angeführt, sondern nur im Vorwort kurz erwähnt sind die 2., überarbeit. Aufl. von Bd. 3 des Standardwerkes „Grundriss der Geschichte der Philosophie“, Basel 2004, des „Überweg/Prächter/Flashar“, wie ich es nennen möchte³, sowie Fl.s reiche, die Antikerezeption betreffende Beigaben zu den von ihm edierten Sophokles-Übertragungen SCHADEWALDTS. Nicht im Schriftenverzeichnis aufgelistet sind u.a. „Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung“ (266 ist ein Bd. dieser Reihe genannt, in der kontinuierlich neue, qualitätvolle Bände herauskommen); „Tragödie. Idee und Transformation“, Stuttgart, Leipzig 1997 (Colloquium Rauricum 5; 43 und 346, genauer 285 zitiert); „Médecine et morale dans l' antiquité“, hrsg. v. H. Fl. und Jaques Jouanna, Vandoeuvre, Genève 1997 (Entretiens ... Hardt 43; s. S. 103); „Auseinandersetzungen mit der Antike“, Bamberg 1990 (diese Veröffentlichung ist 264 erwähnt). Ferner vermisste ich einige Aufsätze, z. B. „Hegel, Ödipus und die Tragödie des Sophokles“, in „Kunst und Geschichte im Zeitalter Hegels“, hrsg. von Christoph Jamme, Hamburg 1996 (Hegel-Deutungen 2), 1ff. – Nachauflagen der in „Eidola“ genannten Werke sind nicht registriert, so die 4. Aufl. von Flashars Übersetzung der Aristotelischen „Problemata physica“ (1991). – Nicht weitergeführt ist die Liste der von Fl. angeregten bzw. betreuten Dissertationen; bis 1994 sind sie in „Orchestra“ gebucht.

Druckfehler sind selten. Bei dem englisch aussehenden Wort *Poetics* in dem SCALIGER-Titel (58) ist natürlich lat. *Poetices* gemeint. S. 67 muss es Lamachos heißen, 68 Jauß, 103 Genève, 207 I. Benecke-Deltaglia, 283 Stierle, 309 Wegeler (der Titel: „...wir sagen ab...“).

Man ist der Hrsgn. SABINE VOGT (sie war schon an der Edition von „Orchestra“ beteiligt), dem „Classica Monacensia“-Mitherausgeber NIKLAS HOLZBERG, dem Gunter Narr Verlag für

einen an gesicherten Erkenntnissen und weiterführenden Fragen reichen Band dankbar. Dass man von Fl. weitere, z. T. bereits in Vorträgen behandelte Arbeitsergebnisse kennt („Menschenwürde“ in der Antike; Der Traum vom Fliegen), lässt auf einen ebenso bedeutenden dritten Band seiner Kleinen Schriften hoffen.

Anmerkungen:

- 1) Dieser Aufsatz berührt sich stark mit dem gleichnamigen Aufsatz von 1984 (Abdruck: „Eidola“ 147ff.), ist aber nicht mit ihm identisch.
- 2) H. Oppermann, Feiern wir Virgils Geburtstag zu spät? In: Das humanistische Gymnasium 42, 1931, 121f. Vgl. Hermann Bengtson, Einführung in die Alte Geschichte, 8. Aufl. München 1979, 35. In älteren Auflagen fehlt dieser Hinweis, ebenso in fast allen anderen von mir eingesehenen einschlägigen Büchern und Lexikon-Artikeln. Auf die 8. Auflage machte mich dankenswerterweise Ernst Vogt aufmerksam. Vgl. jetzt Astrid Möller, Zeitrechnungssysteme, in: Der Neue Pauly 16, 2003, 539 ff.: Ebd. 562 folgt auf das Jahr 1 v. Chr. das Jahr 1 n. Chr.
- 3) Auch Fl.s eigener Aristoteles-Beitrag darin ist durchweg neugefasst.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Geschichte und Geschehen 1 (neu), Leipzig u.a., 2004, Ernst Klett Verlag, EUR 19,90.

Der Themenkomplex Antike fristet in den heutigen Schulen im Regelfall ein Schattendasein. Die einzige Berührung mit dieser Thematik findet normalerweise in den 6. oder 7. Klassen statt, wobei in manchen östlichen Bundesländern Grundschullehrer den Stoff sogar fachfremd unterrichten. Umso wichtiger ist es, dass in den Schulbüchern dieser Klassenstufen der Stoff sachlich richtig dargeboten wird und die Darbietung bei den Schülern Interesse an der Thematik weckt. Vielleicht lassen sich auf diese Weise einige Schüler dazu verleiten, Latein (bzw. Griechisch) als Fremdsprache zu wählen. Außerdem gehen die Bücher in manchen Bundesländern in den Besitz der Schüler über, so dass sie zum Teil nur auf diesen Weg Hintergrundwissen über die Antike ansammeln.

Jüngst wurde im Klett-Verlag eine Neuauflage von „Geschichte und Geschehen“ herausgegeben, die von U. MAYER (Kassel), U. WALTER (Bielefeld) sowie H. WOYDT (Tübingen) betreut wurde. Erfüllt dieses Werk nun den Anspruch, wissen-

schaftlich zuverlässig zu sein und Interesse an der Thematik zu wecken? Schon beim Durchblättern springt die Buntheit des Werkes ins Auge. Der Leser merkt sofort, dass verschiedene Zugangskanäle die Schüler ansprechen sollen. Erfrischend ist es ferner, dass auch Asterix, der den Lernenden sehr vertraut ist, in den Romkapiteln öfters Verwendung findet. Doch hält dieser erste Eindruck auch einer genaueren Überprüfung Stand?¹ – Das Urteil ist – um das Ergebnis schon einmal vorwegzunehmen – ambivalent:

Die griechische Geschichte wird unter den verschiedenen Aspekten beleuchtet: Leben in Städten, Götter und Helden, Griechen im Wettkampf, Demokratie, Wiege europäischer Kultur und Hellenismus, um nur einige Aspekte des Inhaltsverzeichnisses herauszugreifen. Leider werden die Möglichkeiten, die sich bieten, nicht immer ausgeschöpft. Dies beginnt schon bei der Darstellung der Poliswelt (S. 78ff.): Unter der Überschrift „Antikes Griechenland – Leben in Städten“ wird zunächst die Gemeinschaft der Hellenen als Abgrenzung gegenüber den Barbaren thematisiert, um dann zu verdeutlichen, dass die Griechen in Poleis gewohnt und sich untereinander abgegrenzt haben. Andersherum wäre die Darstellung sinnvoller gewesen: Die Griechen leben zwar getrennt voneinander in Poleis, sie empfinden sich aber dennoch als zusammengehörig und werden auch von ihrer Umwelt so wahrgenommen. Dann wäre die Frage nach dem Verbindenden der Griechen zu stellen gewesen: die Spiele, die Sprache, die Götterwelt und auch der Kampf gegen die Perser wären in der Folge darzustellen gewesen. Damit hätte man auch methodisch einen Zusammenhang der Darlegungen hergestellt. Überhaupt fehlen die Zusammenhänge: In dem Kapitel „Götter und Helden – Vorbilder für das Leben“ wird das agonale Prinzip („Immer der Beste sein und hervorragen vor anderen“) angesprochen (S. 85), ohne dass ein Hinweis auf die Spiele erfolgt (S. 87ff.). Die für das Lernen wichtigen Verknüpfungen können sich so nicht aufbauen! Auch bei den Olympischen Spielen werden die vorhandenen Möglichkeiten nicht ausgeschöpft. Zu Recht heißt es (S. 87), dass die Veranstaltungen „in erster Linie der Verehrung der Götter“

dienten. Eine Abbildung der Anlage findet sich auf derselben Seite. Warum wird auf diese nicht verwiesen? Daran ließe sich nämlich zeigen, dass ein Tempel der Mittelpunkt der Anlage ist und keine Sportanlage. Also müssen die Spiele in erster Linie einem religiösen Zweck dienen.

Ab S. 90 gewinnt die Darstellung. Mit Blick für das Wesentliche wird altersadäquat Athens politische sowie gesellschaftliche Entwicklung dargestellt und die Auseinandersetzung mit den Persern beleuchtet. Eine zur Identifikation auffordernde Person namens Sosibros soll die Schüler mit dem Alltagsleben Athens vertraut machen (S. 102ff.). (Seinen sozialen Status, seine gesellschaftliche Stellung wäre jedoch noch anzuführen gewesen). Methodisch wiederum nicht nachvollziehbar ist es, warum Sosibros nicht auch bei dem Kapitel „Griechenland – Wiege europäischer Kultur“ berücksichtigt wird. Man hätte ihn ein Theater besuchen lassen, seine Ausbildung oder die seiner Kinder schildern und ihn über Philosophie nachdenken lassen können. Chancen, die ungenutzt bleiben! Die anschließende Auseinandersetzung zwischen Athen und Sparta wird angerissen, jedoch kommt die folgende Entwicklung (Einbeziehung von Theben und Korinth in die Kämpfe) zu kurz. So entsteht ein wenig der Eindruck, ALEXANDER d. Gr. sei wie ein Engel auf die Erde gefallen. Die Taten Alexanders werden im Überblick dargestellt. Wenn es jedoch darum gehen soll, Lehren aus der Beschäftigung mit der Vergangenheit zu ziehen – wie es die Autoren ja selbst fordern (S. 10) –, so wären auch Alexanders Probleme im Umgang mit den besiegten, fremden Völkern und damit mit multikulturellen Fragestellungen zu thematisieren gewesen.

Anschließend wird die römische Geschichte behandelt: Die Darstellung beginnt mit der Rolle der Etrusker bei der Stadtwerdung Roms und den Ständekämpfen, die in großen Linien beschrieben werden. Gerade in den Passagen, die der innenpolitischen und verfassungspolitischen Entwicklung gewidmet sind, gibt es haarsträubende Fehler und Auslassungen. Hierzu einige besonders schlimme Beispiele: „Aus zahlreichen Kriegen hatten die Soldaten häufig Beute und Sold mit nach Hause gebracht. Außerdem konnte aufgrund der militärischen Erfolge erobertes

Gebiet dem römischen Staatsland einverleibt werden. Dieses Land wurde unter die Bauern verteilt und verpachtet.“ (S. 132). Gerade das war nicht der Fall und widerspricht auch der Entwicklung, die sich in der Revolutionszeit abzeichnet (vgl. Bleicken, Römische Geschichte, S. 65ff.). In dem Kapitel „Wie Rom regiert wird“ (S. 135) wird mit keinem Wort erwähnt, dass die Volkstribune über das Vetorecht – ein wichtiges Kontrollmittel der römischen Verfassung – verfügen. In der Verfassungsübersicht (S. 136) heißt es, im Senat säßen „ca. 300 ehemalige Magistrate und andere einflussreiche Adlige“. Damit wird impliziert, dass die Senatoren Adlige seien. Hier wäre es angemessener gewesen, den Begriff der „*nobiles*“ bzw. Nobilität zu verwenden, der auf S. 132 erwähnt wurde. (Diese Schwäche wiegt umso schwerer, da sie sich wie ein roter Faden durch die weitere Darstellung zieht.) Sowohl in dem Darstellungsteil als auch in der Übersicht wird von Volksversammlungen gesprochen. Gerade in der Übersicht, die sich Schüler eher einprägen als einen Darstellungstext, hätte das timokratische Abstimmungsprinzip bei der Wahl der Magistrate aufgenommen werden müssen.

Die Kriege, die Rom zur Weltmachtstellung führten, und die Veränderungen, die diese Entwicklung nach sich zog, werden wiederum richtig dargestellt. Auf S. 150 steht zu lesen: „Viele Bauernfamilien waren (infolge der Kriege) in tiefe Not geraten.“ So richtig dieser Gedanke hier auch ist, er stellt doch einen Widerspruch zu der schon kritisierten Darstellung auf S. 132 dar! Dies ist umso erstaunlicher, als beide Kapitel vom selben Autor (M. KRÖN) betreut wurden. Bei den gelungenen Kapiteln zur römischen Revolutionszeit sowie zur Herrschaft des AUGUSTUS vermisst man lediglich ein übersichtliches Schema, welches die neue Ordnung anschaulich und einprägsam abbildet. Wie schon bei der griechischen Geschichte sind auch in dem Darstellungsteil zur römischen Geschichte die Kapitel über das Alltagsleben (11-20) sehr anschaulich und gelungen dargestellt.

Bei der Spätantike (S. 199ff.) wäre die Einführung des Begriffes „Dominat“ in Abgrenzung zum „Prinzipat“ sinnvoll erschienen. Der Satz „476 n. Chr. wurde der letzte weströmische

Kaiser abgesetzt. So endete die 1000-jährige Geschichte Roms.“ (S. 205) vermittelt einen falschen Eindruck. Richtiger wäre es gewesen, von einem sichtbaren Zeichen des Untergangs Roms zu sprechen, wie es die Autoren ja auch auf S. 17f. (Einteilung der Geschichte in Epochen) angekündigt haben, indem sie von Abschnitten und zeitlich nicht genau festlegbaren Übergängen sprechen.

Um ein Fazit zu ziehen: „Geschichte und Geschehen“ ist zwar nicht schlecht, aber eben auch nicht überragend. Die Stärke liegt in der Verwendung des Quellenmaterials, das auch zum Weiterdenken und zum Entwickeln einer

eigenen Meinung beiträgt. Besonders zu kritisieren ist, dass das Buch nicht aus einem Guss gemacht ist, dass man ihm die Brüche (d. h. die o. g. methodischen Schwächen) anmerkt. Die Verwendung korrekter Terminologie (Nobilität) müsste eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein. Wenn die Schüler das Buch in ihrem Besitz haben und im Latein- oder Griechischunterricht nebenbei verwenden, ist also von Zeit zu Zeit eine Richtigstellung oder die Verwendung von ergänzendem Material nötig.

- 1) Es sollen hier nur die Kapitel über Griechenland und Rom analysiert werden.

JENS NITSCHKE, Beelitz

Leserforum

Wie schon in Heft 4/2004 (S. 174 u. 252) angekündigt, hat das bayerische Unterrichtswerk „Auspicia“ eine Diskussion über Grundsatzfragen des heutigen Lateinunterrichts ausgelöst, die weit über die Besprechung des betreffenden Unterrichtswerks selbst hinausreicht. Wir geben hier drei weiteren Stellungnahmen das Wort.

Auspicia –

„Als Feminina binde man die Frauen an die Bäume an!“

War es Zufall, dass mir beim Aufschlagen des Lehrbuchs „Auspicia“¹ ausgerechnet dieser Merkmals zur Genusregel (S. 219) als erstes in die Augen sprang? Oder lässt dieses Zitat tiefere Schlüsse auf die Konzeption des neuen Unterrichtswerkes zu?

Das spontane Lachen, das den Leser dieses Spruchs möglicherweise wegen der Absurdität des Vorgangs erfasst, bleibt einem sehr schnell im Halse stecken, wenn man bedenkt, dass ein Autorenteam ohne Ironiesignale damit an die Öffentlichkeit treten kann und – wenn man der angegebenen Zulassungsnummer trauen darf – auch noch das Gütesiegel eines bayerischen Ministeriums erhalten hat.

Irritiert durch diesen ersten Eindruck und gespannt auf das neue Unterrichtswerk durch die kontroverse Beurteilung von GÜNTHER HOFF-

MANN und von KLAUS WESTPHALEN (FORUM CLASSICUM 3/2004, 252-257), habe ich mich also an eine genauere Analyse vor allem der ersten Lektionen gemacht, da dort die Konzeption eines Unterrichtswerkes besonders deutlich wird und erfahrungsgemäß bei den Schülern bereits hier die Weichen für die Akzeptanz oder Ablehnung des neuen Faches gelegt werden². Es gibt bekanntlich keine zweite Chance für den ersten Eindruck!

Grundsätzlich lässt sich ein neues Lateinbuch – und der Markt wird zur Zeit, bedingt durch die Entwicklung neuer Lehrpläne bzw. von Bildungsstandards in einzelnen Bundesländern, wieder einmal damit überschwemmt – natürlich aus zwei Blickwinkeln beurteilen, einmal aus der Sicht eines Schülers, soweit dies ein Erwachsener überhaupt nachvollziehen kann, und aus der des Lehrers bzw. des Fachdidaktikers.

Beim Schüler wird wohl, vor allem wenn er im Gymnasium oder in der Grundschule bereits eine moderne Fremdsprache kennen gelernt hat, die Neugier auf die neue Sprache im Vordergrund stehen, also auf das, was man mit ihr ausdrücken kann, und auf das, was sie mitzuteilen hat, also im Fach Latein auf Informationen über die Welt der Römer. Er wird – und das zeigen die jahrelangen Erfahrungen mit sehr unterschiedlichen Lehrbüchern – spannende, ihn interessierende Texte in der neuen Sprache erwarten. Langeweile ist – wer

wollte das leugnen – das Ende einer diesem Alter sonst genuinen Aufgeschlossenheit und Begeisterungsfähigkeit für fremde Kulturen.

Für den Lehrer und Analytiker stellt sich vor allem die Frage, mit welchem *didaktischen Konzept* führt das Lehrbuch die Schüler zu dem – wohl nach wie vor unbestrittenen – Ziel, lateinische Originaltexte zu verstehen, zu interpretieren und zielsprachenorientiert ins Deutsche zu übersetzen. Hat nicht bisher noch jeder Vertreter des Faches Latein auch immer damit geworben, dass durch den Lateinunterricht und die damit verbundenen Anforderungen die Lesekompetenz³ der Schüler grundsätzlich und nachhaltig gefördert wird, da die Analyse von Texten und der angemessene Umgang mit Sprache überhaupt transferable Fähigkeiten darstellen? An diesen Forderungen werden sich alle Lateinbücher, besonders aber die der neuen Generation, messen lassen müssen.

Schon beim Aufschlagen der ersten Lektionen, aber leider auch beim Durchblättern der dann folgenden Seiten, werden beide Rezipienten, Schüler und Fachdidaktiker, zutiefst enttäuscht. Texte, ja auch nur den Ansatz von Texten, die sinnvolle Aussagen enthalten, sucht man in den ersten Lektionen vergeblich. Die Konzeption, sich in den Lektionen 1-6 (hier als Kapitel = K bezeichnet) ausschließlich auf die formale Vermittlung von Verben zu beschränken (Präsens Indikativ der e- und a-Konjugation)⁴ und erst in den Lektionen 7-14 auf das Substantiv einzugehen (in der Reihenfolge: Nominativ, Akkusativ; Genitiv, Dativ zunächst der a- und dann der o-Deklination; K 22 Einführung des Ablativs), führt notgedrungen dazu, dass der Einstieg in die lateinische Sprache mit Einzelformen (!!!) beginnt wie *habes* (K 2, wohl unter einem fehlenden B (B-Teil) zu subsumieren, S.10), *amatis – amate* (K 6, C, S.20)⁵.

Aus der Sicht des Schülers ist – auch wenn er dies natürlich anders formulieren wird – Sprache doch wohl in erster Linie ein Kommunikationsmittel, um Inhalte zu transportieren, nicht um in ihr Konjugieren oder Deklinieren zu exerzieren – und das über viele ermüdende Lektionen hinweg. Für den Didaktiker des Faches Latein manifestiert sich Sprache – und da ist er gar nicht so weit von den Bedürfnissen der Schüler entfernt

– vor allem in *Texten*, die basierend auf einer in sich geschlossenen Kohärenz (Thema-Rhema-Struktur) eine Aussageabsicht⁶ erkennen lassen. *Textualität* und *Latinitas* sind und bleiben die obersten Anforderungen an Kunsttexte in Lehrbüchern, unabhängig davon, ob es sich um „erdachte“ oder um an einen antiken Autor inhaltlich angelehnte, eventuell auch adaptierte Texte handelt.

Dieser Forderung wird das Lehrbuch nicht nur in den Einzelformen / Einzelsätzen, die als Hinführung zu einem Grammatikphänomen (B-Teil) gedacht sind, nicht gerecht, sondern auch nicht in den C-Teilen, die von den Verfassern als „Lesestück[e]“ (Vorwort S. 5) bezeichnet werden. Das Prinzip „Textualität“ scheint für die Autoren ein Fremdwort zu sein.

Wenn FRANZ PETER WAIBLINGER im Nachwort zu seinem dtv-Bändchen „Prima lectio. Erste lateinische Lesestücke“⁷ bei dem Satz *regina aram rosis ornat*⁸ als Einstieg in den Lateinunterricht von „nostalgischer“ Reminiszenz erfasst wird, dann kann man sich über diesen Einstieg gegenüber den „*Auspicia*“ wahrhaft nur freuen: Stellt dieser Satz doch in der Tat vergleichsweise ein Höchstmaß an Textualität dar, denn er weist neben Subjekt und Prädikat auch bereits ein Objekt und eine adverbiale Bestimmung auf. Welch ein Fortschritt gegenüber den „Sätzen“ (= Wörtern = konjugierten Verbformen) des vorliegenden Unterrichtswerks in den Lektionen 1-6.⁹

Man fühlt sich an die karikierende Schilderung erinnert, die CHURCHILL von seiner ersten Begegnung mit Latein gibt¹⁰: Sein Lateinlehrer habe ihm eine Grammatik in die Hand gedrückt und ihn aufgefordert, die Deklinationsformen von *mensa* einschließlich Übersetzung zu lernen. Auf die Frage des siebenjährigen Jungen, was denn nun eigentlich „*mensa* – o Tisch“ bedeute und wann man diese Wendung gebrauche, bleibt dem Lehrer schließlich nichts anderes übrig, als dem kleinen Churchill wegen seiner Nachfrage, die als „Frechheit“ ausgelegt wird, eine „gehörige Strafe“ anzudrohen.

Wenn auch in den „*Auspicia*“, einem Lehrbuch, das im Jahre 2004 erschienen ist, in den ersten Lektionen die lateinische Sprache auf Einzelfor-

men reduziert wird, in einem weiteren Schritt dann Verbformen willkürlich, ohne Rücksicht auf semantische Relevanz, aneinandergereiht werden, wird nicht nur der lateinischen Sprache Gewalt angetan, sondern auch die zu fördernde Fähigkeit der Schüler, Aussagen auf ihren Gehalt hin zu hinterfragen, völlig im Keime erstickt. Wie kann man einem Schüler folgende Sätze zum Übersetzen zumuten: *ora et mone* (K 5, B, S. 18) oder noch unsinniger: *timetis, nam dolent* (K 3, C, S. 13). Nach den Vokabelangaben müsste der Schüler übersetzen: „Ihr fürchtet (euch), denn sie empfinden Schmerz / denn sie bedauern“. Mit Churchill möchte man fragen: Was soll denn das heißen? Was besteht für ein begründender (*nam!*) Zusammenhang zwischen dem Fürchten der 2. P. Pl. und dem Schmerz-Empfinden der 3. P. Pl.? Dass Sprache eine Mitteilungsfunktion hat, wird hier ebenso ignoriert wie die Tatsache, dass der Konnektor *nam* semantisch determiniert ist und nicht als beliebiger Satzverknüpfen gebraucht werden kann¹¹. Das z. T. verbreitete Vorurteil, Latein sei ein „sinnloses“ Fach, wird durch dieses Unterrichtswerk leider Seite für Seite genährt. Ähnlich „unsprachlich“ verfährt man mit transitiven Verben, die ohne die notwendige Ergänzung eines Objekts vorgestellt werden (z. B. *laudare, vocare, donare*, K 4 und K 5).

Wie in diesen lateinischen „Sätzen“ keine sinntragenden Aussagen entdeckt werden können, so fragt man sich auch bei den deutschen Sätzen, die der Schüler ins Lateinische übersetzen soll, welche Lebenswirklichkeit z. B. durch folgende Formulierungen vermittelt werden soll: „Glückliche Kinder erfreuen die gütige Herrin“ (K 15, S.38) – „Es ist bekannt, dass die Mädchen die Blumen ausgesucht haben (*exquirere*), weil sie sich bemühen, einen Kranz (*corona*) zu binden (bereiten)“. (K 57, S. 135)

Ein gutes Lateinbuch zeichnet sich dadurch aus, dass es ihm gelingt, die „Kunsttexte“ der einzelnen Lektionen so zu gestalten, dass durch den Inhalt gleichzeitig das jeweilige grammatische Phänomen sinnvoll transportiert wird, also eine Affinität zwischen Text und Grammatik besteht¹². Für gelungene Beispiele dieser Art möge man auf den Textband von „*Redde rationem*“ zurückgreifen.¹³

Man hat das Gefühl, dass diese Erkenntnisse der Fachdidaktik der letzten Jahrzehnte an dem Autorenteam völlig spurlos vorübergegangen sind. Umso erstaunter fragt man sich, was die Autoren unter „Fortschritt“ (Vorwort S. 5) und unter ‚neuen methodischen und didaktischen Ansätzen‘ verstehen, die neben ‚bewährten‘ übernommen werden sollten. Ist das Wort „Fortschritt“ etwa die euphemistische Umschreibung für „Rückschritt“?

Die Hoffnung, dass sich mit der Erweiterung der Sprachkenntnisse der Schüler auch das Niveau der Lesestücke verbessert und aussagekräftigere Texte angeboten werden, erfüllt sich leider nicht. Als negatives Beispiel sei hier die Lektion 36, Lesestück C, herausgegriffen: Eine Caesar in den Mund gelegte Rede besteht aus einer Aneinanderreihung von insgesamt 10 Fragesätzen: Man merkt die Absicht und ist verstimmt! Es geht ausschließlich um das Grammatikphänomen der Fragesätze, literarische Kriterien einer Rede, inhaltliche Aussagen und Schlüssigkeit einer Rede bleiben auf der Strecke. Ähnlich grammatiküberlastet auf Kosten einer inhaltlichen Aussage erweist sich auch die Lektion 59 zur Festigung des Futur I mit der Überschrift „Das hölzerne Pferd“ (C-Teil). Dummerweise wird das Pferd in der Rede des Ulixes gerade mal in 2 Sätzen thematisiert. Semantisch unverständlich – aber es geht ja ums Futur I auf Teufel komm raus – erweist sich außerdem der 1. Satz des Ulixes: *si mihi parebitis, vobis consilium meum aperiam*. Ein aufmerksamer Schüler wird doch wohl die Frage stellen: Wieso ist der Gehorsam der Griechen in der Zukunft eine Bedingung bzw. Voraussetzung dafür, dass Odysseus sein *consilium* offen legen wird?

Wahrscheinlich ist es auch kein Zufall, dass in dem zweispaltigen Inhaltsverzeichnis in der 1. Spalte die Grammatikphänomene aufgelistet werden und erst in der 2. Spalte die Inhalte der Lektionen. Ebenso fällt bei jeder Lektion als dicke Balkenüberschrift zunächst der Grammatikstoff ins Auge, während die inhaltlichen Aussagen der Textstücke und der deutschen Informationsteile (Teil A) schon rein optisch in den Hintergrund treten.

Schaut man sich die Inhalte der einzelnen Lektionen im Inhaltsverzeichnis an, scheint

zumindest auf den ersten Blick eine Systematik nur schwer erkennbar. Was haben z. B. die Lektionen 56 und 57 (Thema „Caesar“ – sie dienen zur Einführung des AcI) mit dem darum herum gruppierten Thema des trojanischen Krieges zu tun? Wie kann sich die Geschichte um Dido und Aeneas (K 58) vor den Untergang Trojas (K 59) schieben? Das im Vorwort angesprochene Ziel, „ausführlich Kultur [zu] vermitteln“, muss sich doch wohl in einen sinnvollen Ordnungsrahmen einbetten lassen, wenn es nicht zu einem chronologischen und inhaltlichen Durcheinander in den Köpfen der Schüler kommen soll – und dafür ließen sich leider noch weitere Beispiele anführen.

Bei der mangelnden Textualität verwundert es auch nicht, dass den Schülern als Hilfe zum Übersetzen ausschließlich die Konstruktionsmethode (K 8a, S. 204) angeboten wird. Das verstehende Lesen¹⁴ als mögliche sinnvolle Alternative bietet sich allerdings in der Tat bei der Art der vorliegenden Texte erst gar nicht an.

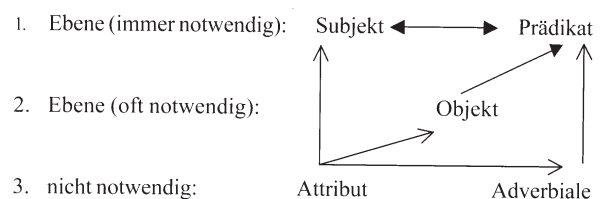
Es sei noch kurz ein Blick auf den *Wort-schatz* geworfen. Nach drei Lektionen besteht das Vokabular vornehmlich aus den Sachfeldern Furcht, Schrecken, Schmerz, Ermahnung (*timere – terrere – dolere – monere*). Welch ein horribler Einstieg in eine neue Welt! Gibt es in der lateinischen Sprache nicht eventuell auch Verben der e-Konjugation, die Freude zum Ausdruck bringen (*ridere* – hier laut Wortverzeichnis in K 74a = vorletzte Lektion des 1. Bandes; *gaudere* – konnte im Vokabelverzeichnis nicht gefunden werden). Offensichtlich soll der Schüler im Lateinunterricht nichts zu lachen haben!¹⁵ Bei einige Vokabeln wundert man sich, dass sie dem Lernwortschatz zugeordnet werden, z. B. *expedire* in der Bedeutung „mitteilen“ (K 53a, S. 264 und ganz konkret – K 59 B, S.139 – mit einem abhängigen AcI: *vobis expediam Graecos Troiam tandem expugnasse*) oder *incursare* (K 53a). Die Wortverbindung *serere aliquid ex aliquo* wird in K 57 (S. 134) den Schülern gleich zweimal eingehämmert: *[Sallustius] homines bonos gloriam quaerere, malos autem divitias conquirere et facinora ex facinoribus serere putat – Caesar in Gallia bellum ex bello seruit*.

Auf Grund der gravierenden Mängel auf dem Gebiet der Textualität, der Latinität und der Ver-

mittlung antiker Kultur ist es geradezu müßig, sich noch mit anderen Aspekten oder Beurteilungskriterien für ein Lehrbuch zu beschäftigen, z. B. auf die Form der Übungen, die Übersichtlichkeit oder das Layout einzugehen. Da sich gerade auf diesem Feld bei allen Lehrbüchern in den letzten Jahren sehr viel getan hat (möglicherweise in mancher Hinsicht zu viel) und Unterschiede zwischen einzelnen Lehrwerken zunehmend verwischt werden, ist es umso notwendiger, den Blick wieder auf das Entscheidende und Wesentliche zu lenken.

Deshalb sei zum Schluss noch auf das in dem vorliegenden Unterrichtswerk „aufscheinende“ *Grammatikmodell* eingegangen.

Das Satzmodell, dessen Aufbau auf S. 224 mit dem Adverbiale abgeschlossen wird, scheint auf den ersten Blick anderen Satzmodellen in anderen Lehrbüchern zu gleichen:



Eine genauere Analyse ergibt jedoch folgendes:

1. Anzuerkennen ist der Versuch, durch die Verschiedenartigkeit der Pfeile die Unterscheidung zwischen notwendigen Ergänzungen¹⁶ und freien Angaben deutlich zu machen.
2. Nicht erkannt oder nicht hinreichend deutlich gemacht wird dagegen, dass das Prädikat Objekt und Adverbiale steuert, und nicht, wie die Richtung der Pfeile nahe legt¹⁷, umgekehrt. Valenzgrammatik scheint den Autoren unbekannt zu sein.
3. Attribut und Adverbiale auf eine Stufe zu stellen und mit demselben Richtungspfeil auf Subjekt, Objekt, Adverbiale zu versehen wie mit dem vom Adverbiale auf das Prädikat, zeigt, dass über Steuerungsmechanismen einer Sprache nicht nachgedacht wurde¹⁸. Auf jeden Fall wird durch diese Ungenauigkeit Sprachreflexion nicht gefördert, sondern eher verhindert.
4. Eine völlige Vermischung von syntaktischer und semantischer Ebene offenbart dann

die folgende „Regel“ (S. 225): „Das Attribut bestimmt ein Nomen (Substantiv) näher, das Adverbiale gibt einen Begleitumstand zum Verbalvorgang an. Der Sinn des Satzes wird deutlicher; Attribut und Adverbiale können aber auch weggelassen werden, ohne dass der Sinn im Kern verändert wird.“

Es wird doch wohl kein Mensch ernsthaft behaupten wollen, dass keine Sinnveränderung vorliegt, ob ein Satz lautet (man möge mir das Beispiel verzeihen!): „Der kranke Vater liegt im Bett“, oder: „Der tote Vater liegt im Bett (der Vater liegt tot im Bett)“. Die Semantik ist so unwichtig wohl nicht.

Dass das System der funktionalen Syntax nicht durchdacht und letztlich auch nicht konsequent als „*advance organizer*“¹⁹ benutzt wird, sei noch an zwei weiteren Beobachtungen festgemacht:

1. Das Adverbiale, das mit dem Satzmodell S. 224 als „nicht notwendig“ veranschaulicht werden soll, wird ausgerechnet an Hand des *Ablativus separativus* eingeführt. Dies führt dazu, dass der Schüler die Definition für das Adverbiale „Das Adverbiale (die Umstandsbestimmung) erläutert also das Geschehen näher, ist aber nicht notwendig. Ein Satz ist auch ohne ein Adverbiale vollständig“ notgedrungen auch auf die in K 22a zu lernende Wortverbindung *pecunia carere* anwenden muss. Welch ein Unfug!
2. Das Satzmodell wird – soweit ich sehe – nach dem Kapitel 22 nicht mehr eingesetzt oder etwa dafür genutzt, weitere Füllungsarten einzuführen, wie den *AcI* (K 56a) als Objekt oder Subjekt.

Schaut man sich den (Grammatik-) „Stoff“ der einzelnen Kapitel im Inhaltsverzeichnis an, so wird diese Beobachtung nur bestätigt: Die lateinische Grammatik ist im wesentlichen auf die Morphologie reduziert, Syntax und Semantik spielen nur eine untergeordnete Rolle (z. B. Ablativ der Trennung und des Mittels, K 22/23; *AcI*, K 56/57), syntaktische Funktionen gar keine.

Dagegen werden allein der 3. Deklination 21 von 79 Lektionen gewidmet (K 37-50; K 62-68) – und diese wird dann auch noch aufgeteilt z. B. in „r-Stämme“ (6 Kapitel: 37-42), „t-Stämme“ (3 Kapitel: 43-45), „n-Stämme“ (3 Kapitel: 46-48),

„c/g-Stämme mit einem Konsonanten“ (K 49), bis hin zur „Mischklasse – Substantive auf -nis und ungleichsilbige Substantive auf -is“ (K 67). Glaubt das Autorenteam wirklich, dass mit diesen Unterscheidungen die Schüler in die Lage versetzt werden, lateinische Texte zu verstehen und zu übersetzen?²⁰ Steuern wir damit nicht wieder auf den durch das Integrationsmodell²¹ überwunden geglaubten Lektüreschock zu?

Nur ganz nebenbei sei allerdings auf folgenden Lapsus verwiesen: *Venus contenta erat, postquam Iuppiter hoc responderat* (K 73, C-Stück, S. 173), nachdem der Schüler im Grammatikteil der Lektion 54 (S. 265) ausdrücklich darauf hingewiesen wurde, dass *postquam* mit dem Perfekt gebraucht wird.

Bei all den aufgeführten Gravamina – auf weitere Schwächen oder auch auf durchaus positive Seiten einzugehen, erübrigt sich deswegen – fällt es schwer zu glauben, dass sich mit diesem Buch auch nur ein einziger Schüler, wenn sich die Konzeption erst einmal herumgesprochen hat, für das Fach Latein gewinnen lässt.

Für Fachdidaktikseminare an der Universität und für die Ausbildung von Referendaren im Studienseminar bin ich für die „*Auspicia*“ allerdings deswegen dankbar, weil sich an unendlich vielen Beispielen zeigen lässt, wie ein in die Zukunft weisendes Lateinbuch auf keinen Fall konzipiert werden darf. So gesehen stellen die „*Auspicia*“ einen Glücksfall dar. Aber das kann doch wohl nicht die Absicht der Autoren gewesen sein!

Anmerkungen:

- 1) *Auspicia*. Unterrichtswerk für Latein als zweite Fremdsprache in drei Bänden. Bd. I: Roms Aufstieg zur Weltmacht. Von Klaus Karl, Harald Kloiber, Nicole Schönberger, Günther Wolf. Lappersdorf: Latein-Buch-Verlag 2004.
- 9) Zu Äußerungen von Schülern zu ihrer ersten Lateinstunde vgl. AU 44, 2001, 3, 3. Noch heute können einige, die z. B. 1980 Abitur gemacht haben, bei Klassentreffen die 1. Lektion des Unterrichtswerkes „*Redde Rationem*“ fast auswendig aufsagen. Welch eine dauerhafte Wirkung!
- 3) Z. B. Friedrich Maier: Ziel-Profil des Faches. In: Gerhard Fink u. Friedrich Maier: Konkrete Fachdidaktik Latein. L 2. München 1996, 93f.
- 4) Schon 1966 hat Hartmut v. Hentig (Platonisches Lehren. Bd. 1. Stuttgart 1966, 299) aus der Analyse eines bereits damals als überholt bewerteten Unter-

richts die Forderung gestellt: „Es ergibt sich hieraus, daß sich der Unterricht von einem Funktionssystem her aufbauen sollte – und nicht von einem Formensystem, das mit den regelmäßigen Paradigmata der a-Deklination und der 1. Konjugation beginnt [in den „*Auspicia*“ mutatis mutandis – Verf.] und über die weiteren Abwandlungen dieser Schemata zu seinen verzweigten Ausnahmen fortschreitet“.

- 5) In NRW hätte das Buch nicht die geringste Chance zugelassen zu werden: „In neueren Lehrwerken werden neue sprachliche Erscheinungen in geschlossenen situativen Texten oder in kontextgebundenen Einzelsätzen vorgestellt; auf diese Weise ist eine integrierte Vermittlung des grammatischen Stoffes möglich. Schließen die Anlage des Buches und die Konstruktion der Texte ein derartiges Verfahren grundsätzlich aus, so ist das Lehrbuch ungeeignet.“ (Richtlinien und Lehrpläne für das Gymnasium – Sekundarstufe I – in Nordrhein-Westfalen. Latein. Ministerium für Schule, Jugend und Kinder des Landes Nordrhein-Westfalen. Schriftenreihe Schule in NRW 3402. Düsseldorf 2003, 241).
- 6) Vgl. dazu z. B. Klaus Brinker: „Der Terminus ‚Text‘ bezeichnet eine begrenzte Folgen von sprachlichen Zeichen, die in sich kohärent ist und die als Ganzes eine erkennbare kommunikative Funktion signalisiert“. In: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden (Grundlagen der Germanistik 29). Berlin ²1988, 17.
- 7) Prima lectio. Erste lateinische Lesestücke. Auswahl und Übersetzung von Franz Peter Waiblinger. Illustrationen von Frieda Wiegand (dtv zweisprachig 9262). München ⁴1995.
- 8) Waiblingers deutscher Satz wurde von mir ins Lateinische rückübersetzt. Er schreibt dazu S. 129: „Wenn eine Königin den Altar mit Rosen schmückt, so tut sie es nur deswegen, weil dieser Satz im Lateinischen aus lauter Wörtern der ersten Deklination und der ersten Konjugation besteht. [...] Dem nostalgischen Blick erscheinen diese kleinen Stücke [...] vielleicht sogar als hübsche Beispiele für absurde Literatur ...“. Sollte das etwa das Ziel der „*Auspicia*“ sein?
- 9) Es hat den Anschein, als orientiere sich das Autorenteam bei der Konzeption des Unterrichtswerkes „*Auspicia*“ eben gerade an Franz Peter Waiblinger und seinen im FORUM CLASSICUM 1/1998, 9-19 vorgestellten „Überlegungen zum Konzept des lateinischen Sprachunterrichts“. Dies lässt zumindest der häufige Rückgriff auf Waiblinger durch einen offensichtlichen glühenden Verehrer dieses Konzeptes, Günther Hoffmann, vermuten (s. dazu die Besprechung der „*Auspicia*“ im FORUM CLASSICUM 3/2004, 252-255 und seine Bemerkungen zum neuen bayerischen Lehrplan in Latein im FORUM CLASSICUM 3/2003, 182-187). Wenn dem so wäre, hat man offensichtlich Waiblinger nicht richtig gelesen. Denn seine Kritik am Textprinzip zur Einführung von Grammatik bezieht sich entweder auf den Einsatz von Originaltexten oder von „eigens verfassten Texte[n]“, die „für die Einführung des Stoffs nicht immer geeignet“ sind

(FORUM CLASSICUM 1/1998, 13). Dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen. Gleichzeitig hat man aber die folgende Äußerung Waiblingers wohl völlig übersehen (S. 14): „Zum Prinzip der Einzelsätze der alten Bücher [geschweige denn der Einzelform!!! – Verf.] wird kaum jemand zurückkehren wollen“. Ebenso hat man übersehen, dass sein Hauptanliegen in der Aufhebung eines Methodenmonismus liegt – und der sollte in der Tat vermieden werden – und dass letztlich sein Vorschlag, auf der Basis einer zweisprachigen Exposition neue Grammatikphänomene einzuführen, geradezu in exemplarischer Weise auf den Text als Vermittler von Grammatik zurückgreift. Welch ein Sieg für das Textprinzip! Übrigens finde ich den in der Tat sinnvollen und mehrfach erprobten Vorschlag von Waiblinger, mit einer zweisprachigen Exposition zur Einführung von Grammatik zu arbeiten, im vorliegenden Band „*Auspicia*“ an keiner Stelle verwirklicht.

- 10) Gefunden in: Professor Unrat und seine Kollegen. Literarische Porträts des Philologen. Hrsg. u. eingeleitet v. Klaus Westphalen. Bamberg 1986, 6.
- 11) Aus der Vielzahl der Fachdidaktiker, die sich zum Thema „Text – Grammatik“ seit Beginn der 70er Jahre immer wieder geäußert haben, müssen hier doch noch einmal einige angeführt werden. Hans-Joachim Glücklich (Ziele und Formen des altsprachlichen Grammatikunterrichts. In: Fachdidaktisches Studium in der Lehrerbildung. Alte Sprachen 1. Hrsg. v. Joachim Gruber u. Friedrich Maier. München 1979, 224): „Nicht nur die morphologisch-syntaktische, sondern auch die pragmatische, die semantische und die hermeneutische Ebene beim Verstehen von Texten müssen vom Beginn des Grammatikunterrichts an berücksichtigt werden. Sprachliche Äußerungen sind nur dann angemessen zu verstehen und zu analysieren, wenn man sie in der Situation betrachtet, in der sie tatsächlich geäußert wurden, und wenn man die Situation berücksichtigt, in der sie heute aufgenommen und beurteilt werden“. – Udo Frings, Hermann Keulen, Rainer Nickel (Grammatikunterricht. In: Lexikon zum Lateinunterricht. Freiburg / Würzburg 1981, 86): „Das bedeutet, daß es eigentlich keinen isolierten G[rammatikunterricht] mehr geben darf, sondern daß dieser immer schon Lektüre- oder Textunterricht sein muß. Die Aufhebung der Trennung von Lektüre- und Sprachunterricht bedeutet dann, daß Inhalt und Form sprachlicher Mitteilungen von Anfang an gleichwertige Aufmerksamkeit finden“. – Rainer Nickel (Lateinunterricht auf der Sekundarstufe I. In: Handbuch für den Lateinunterricht. Sekundarstufe I. Hrsg. v. Wilhelm Höhn u. Norbert Zink. Frankfurt a. M. 1987, 35): „Angesichts der schwierigen Motivationslage des S I-Schülers kann schließlich niemandem entgehen, daß Grammatik nur dann als Lernstoff akzeptiert wird, wenn der Lernende sie in ihrer texterschließenden Funktion, in ihrer textbezogenen Funktionalität begreift“. – Friedrich Maier (In: Konkrete Fachdidaktik Latein, a.a.O. - Anm. 3 -, 92 f.): „[...] es müssen die Sprache gelernt und zugleich Texte gelesen werden. Beide Bereiche lassen sich nicht mehr hermetisch

gegeneinander abschotten; sie sind ineinander verzahnt: Sprachunterricht ist bereits Lektüreunterricht, in der Lektüre wird immer noch ergänzend, wiederholend, vertiefend an der Sprache gearbeitet.“ Die Zahl der Belege bis in die neueste Zeit und durch weitere Autoren ließe sich beliebig fortsetzen.

- 12) Grundlegend hier immer noch Rogier Eikeboom (Rationales Lateinlernen. Groningen 1967 [niederländische Fassung]. Deutsche Fassung Göttingen 1970, 97): „Wenn im Unterricht ein grammatisches Phänomen neu eingeführt wird, bedarf es einer Wechselwirkung zwischen den Gegebenheiten eines Textes (eventuell zu Sätzen verkürzt, die als Beispiele dienen) und der Regel“. Vgl. auch S. 62: „Sprache ist Sprache in Funktion“; S.82 u.ö.
- 13) Verwiesen sei z. B. auf die Einführung des Futur I (Lektion 17), „getragen“ durch die Prophezeiung von Mars an Rhea Silvia und das römische Volk und – geradezu genial – die Einführung der indirekten Fragesätze in der Lektion 48: In einem Dialog zwischen zwei Ärzten sieht sich der eine auf Grund der Schwerhörigkeit des anderen gezwungen, seine jeweils gestellte Frage an den Gesprächspartner noch einmal zu wiederholen: *Luscus: ut vales? – Surdus: quid dixisti? – Luscus: rogo, ut valeas.* usw.. Wenn es nach Waiblinger nicht gelungen ist, über das Textprinzip einen sinnvollen und motivierenden Anfangsunterricht und effizienten Lateinunterricht überhaupt zu gestalten – eine Aussage, der ich aus eigener jahrzehntelanger Erfahrung übrigens vehement widersprechen muss –, dann liegt das nicht so sehr am Textprinzip an sich, sondern an der – und das sei Waiblinger zugestanden – oft missglückten oder falschen Aufbereitung von Lehrbuchtexten. Man hätte also als Schulbuchautor eher an den Texten arbeiten müssen, etwa nach dem Vorbild von „*Redde Rationem*“, als das Kind gleich mit dem Bade auszuschütten.
- 14) Zum verstehenden Lesen auch hier bereits grundlegend Eikeboom, a.a.O. (Anm.12), 24, 57, 59, 90; zur Dreischrittmethode s. Dieter Lohmann: AU 31, 1988, 6, 29-54; AU 33, 1990, 3, 16-23; AU 38, 1995, 1, 71-89 und das von ihm konzipierte Unterrichtswerk „*Interesse*“; vgl. auch „*Cursus Continuus*“ unter dem Stichwort „Übersetzen mit System“, 27, 46 f., 66.
- 15) Zugegebenermaßen kann eine Übertreibung in die andere Richtung in ähnlicher Weise wenig überzeugen, so wenn z. B. in einem anderen neuen Übungsbuch in den Anfangslektionen ein „Lachen“ und „Sich Freuen“ alle Welt erfasst (z. B. „Latein mit Felix“ L. 2; 3; 4; 5; 6; 9, 10).
- 16) Dazu und grundsätzlich zur Valenzgrammatik s. Heinz Happ: Grundfragen einer Dependenz-Grammatik des Lateinischen. Göttingen 1976.
- 17) In den vorausgegangenen Satzmodellen (S. 204: Einführung des Objekts; S. 207: Einführung des Attributs) gehen im Gegensatz zu dem Modell auf S. 224 die Pfeile zwar korrekterweise vom Prädikat zum Objekt, andererseits entsprechen die Pfeile vom Attribut zum Subjekt bzw. Objekt nicht denen im Satzmodell auf S. 224. Bei diesem fehlt nun wiederum hinter der Ziffer 3

der Begriff „Ebene“. Eine Verwirrung bei den Schülern ist wohl unausweichlich.

- 18) Vgl. dazu z. B. System-Grammatik Latein. Hrsg. v. Gerhard Fink u. Friedrich Maier. Bamberg 1997, 93ff. mit der Unterscheidung zwischen Satzgliedern, die von der Valenz eines Verbs abhängen, und den Satzgliedteilen, die den Satzgliedern als Attribute beigelegt sind.
- 19) Vgl. dazu Friedrich Maier: Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt. Bd.1. Bamberg 1979, 79ff.
- 20) Ein sinnvolles Lernen der Vokabeln, das sowohl den Genitiv wie das Genus von Substantiven mit einbezieht, hat diese Differenzierung bereits seit Jahren überflüssig gemacht. Gerhard Fink hat das unter der Überschrift „Abbau von Erblasten“ noch einmal 1996 ins Bewusstsein gehoben: Grammatikunterricht – Formenlehre des Nomens. In: Konkrete Fachdidaktik Latein, a.a.O. (Anm.3), 39. – Erfreulich wenige Lektionen werden in den „Auspicia“ dagegen auf die Perfektstämme verwendet (K 31/32; K 73-75).
- 21) Friedrich Maier in: Konkrete Fachdidaktik, a.a.O. (Anm.3), 93.

EDITH SCHIROK

AUSPICIA. Unterrichtswerk für Latein als zweite Fremdsprache in drei Bänden. Band I: Roms Aufstieg zur Weltmacht. Von Klaus Karl, Harald Kloiber, Nicole Schönberger und Dr. Günther Wolf. – Latein-Buch-Verlag Lappersdorf 2004 (Inh. Klaus Karl; ISBN 3-938119-00-4) € 15,00.

Seit Beginn des Schuljahres 2004/2005 und einhergehend mit der Einführung des achtjährigen Gymnasiums liegen in Bayern drei vom Bayerischen Kultusministerium genehmigte Lehrbücher zum Einsatz im L2-Unterricht vor. Davon erregt wohl das Lehrwerk *AUSPICIA* derzeit am meisten Aufsehen, was bislang in drei Stellungnahmen in *FORUM CLASSICUM* 3/2004 bzw. 4/2004 zum Ausdruck kommt. In der folgenden Rezension – der Rezensent ist in keiner Weise einer der Bearbeiter der Unterrichtswerke *CURSUS*, *PRIMA* bzw. *AUSPICIA* – soll der Versuch einer eingehenden Analyse dieses Unterrichtswerks unternommen werden, die über die genannten Stellungnahmen hinausgeht.

Am meisten fallen beim Durchlesen des Buches

- die hohe Zahl der Kapitel
- die zahlreichen deutsch-lateinischen Übersetzungen
- die Überrepräsentation des Militärischen auf.

Was die Zahl der Kapitel betrifft, so mag schon mehr als leiser Zweifel angebracht sein, ob das Lehrwerk sich nicht dem methodischen Prinzip der Kleinschrittigkeit (S. 5 „langsam Schritt für Schritt“) verpflichtet fühlt, das doch für Lehrwerke aller Fächer tabu sein sollte. Die hohe Zahl der deutsch-lateinischen Übungssätze ist insofern auffallend, weil die Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische gemäß den seit dem Schuljahr 2004/2005 geltenden Richtlinien für die Erstellung von Schulaufgaben im Fach Latein in Bayern im Grund nur noch fakultativen Charakter hat. Auf die Qualität der Sätze ging bereits WESTPHALEN (in FORUM CLASSICUM 3/2004) ein; dem wäre nur hinzuzufügen, dass man einen Übungssatz wie „Pferde sind es gewohnt gezügelt zu werden“ glatt vermisst, weil man daran so gut das Passiv üben könne – aber halt, das Passiv wird erst in Band II behandelt, und vielleicht steht den Benutzern noch ein solcher Satz bevor. Und die Bearbeiter des Bandes fühlen sich wohl auch eher dem Frontalunterricht nicht nur herkömmlicher, sondern fast uralter Art (*Magister* monuit, S. 107, u. ä.) als modernen, handlungsorientierten Unterrichtsformen verpflichtet.

Doch der Teufel sitzt im Detail. Die Bearbeiter hätten gut getan, die Karte auf S. 10 entweder richtig auszufüllen oder (besser) auf sie ganz zu verzichten. Gehört Nordirland nicht zum United Kingdom, sind die Balearen nicht Bestandteil Spaniens? Weshalb wird Belgien nicht einbezogen? In der Schweiz wird nicht nur Deutsch, sondern auch Französisch, Italienisch und Rätoromanisch gesprochen. Und lateinisches Sprachgut ist auch in den slawischen Sprachen vorhanden, die völlig marginalisiert werden. Mit dem Verzicht auf eine Karte und die darin eingetragenen Nationalstaaten (statt der Gebiete der romanischen Sprachen) wäre der supranationale Charakter des Lateinischen noch viel deutlicher hervorgetreten. Gerade darin liegt ja die eigentliche Faszination des Lateinischen. Auch wird mit der Karte die indirekte Nachwirkung der *Weltsprache* Latein in dem weiten Gebiet der frankophonen Länder und den Staaten *Latein*-Amerikas nicht bewusst gemacht – vom lateinischen Sprachgut im Englischen gar nicht zu reden. Es stimmt ferner bedenklich, dass die Schülerinnen

und Schüler, die erfreulicherweise L2 in der Jgst. 6 gewählt haben, in den allerersten Stunden mit dem Wortfeld „Terror“ (S. 10f.) konfrontiert werden. Sie sollen sich vielmehr ein Vokabular aneignen, das ihnen noch lange in freudiger Erinnerung bleiben und eines Tages auch bei der Sprachenwahl ihrer eigenen Kinder behilflich sein soll. Die Schüler sind „dort ab[zu]holen, wo sie sich befinden“¹ und nicht dort, wo sie sich nach der subjektiven Meinung der Bearbeiter aufhalten. Der lateinische Anfangsunterricht hat prägenden Charakter auf die Schüler(innen) bezüglich des Faches für das ganze Leben. Schlimm wird es, wenn sich das Buch einer nicht stimmigen wissenschaftlichen Terminologie bedient. S. 15 ist von „harten“ bzw. „weichen“ Lauten die Rede. Gemeint sind jedoch „stimmlose“ bzw. „stimmhafte“ Konsonanten – eine Terminologie, deren sich der Englischunterricht durchaus (und zwar richtigerweise) bedient. Die Paare „hart/weich“ und „stimmhaft/stimmlos“ bezeichnen in der Indogermanistik zwei völlig verschiedene Phänomene². Die Schüler des Faches Latein (v. a. in der Jgst. 6) sollen zwar nicht mit wissenschaftlicher Terminologie überfrachtet, aber mit einer Terminologie vertraut gemacht werden, die in sich stimmig ist. S. 24 hätte man den Begriff *terra sigillata* für einen Elfjährigen etwas genauer erläutern können (Platz wäre noch genug vorhanden). Die Adverbform *sedulo* (S. 28) ist für den Schüler nicht leicht zu erschließen, S. 29 sind die Ausführungen aus Senecas 47. Brief für einen Sechstklässler viel zu lang, S. 43 findet sich in den Anmerkungen von Kapitel 17 *Saturnalia*, obwohl der Begriff S. 217 im Wortschatz von Kapitel 17 steht, „redlich“ (S. 50) findet man nicht im Wörterverzeichnis, S. 51 muss es im D-Teil *Germaniae* heißen; ferner ist mir neu, dass Cicero 42 [sic!] v. Chr. zu Tode gekommen ist (S. 56), bei *superare* (S. 226) fehlt die Bedeutung „überwinden“, obwohl der Schüler sie auf S. 62 (*Rhenum superare*) benötigt, S. 61 wird die Bedeutung von *contentus* angegeben, obwohl das Wort bereits seit Kapitel 23 (S. 226) bekannt ist, *Horatius* ist auf S. 232 und 233 in den Wortschatzteil aufgenommen, bei der Erläuterung von „Rhotazismus“ (S. 233) muss es richtigerweise „Lautregel, nach dem (?) aus einem *stimmhaften* ‚s‘ zwischen zwei Voka-

len ein ‚r‘ werden kann“ heißen, S. 75 gilt es zu bedenken, dass Walther von der Vogelweide in der *mittelhochdeutschen* Fassung (für Elfjährige!) abgedruckt ist, S. 76, Teil C, Zeile 2 müsste es wohl besser *locum ... , quô* statt *locum ... , ubi* heißen, S. 81 fehlt Hintergrundinformation zur Entstehung des 12-Tafel-Gesetzes, wenn man schon Beispiele daraus entnimmt, S. 87 ist die Form *Caesari* für den Schüler nicht zu erschließen (sie folgt erst S. 90), S. 92 hätte man statt *occaecavit* durchaus die von den Schülern zu erschließende Form *oculis spoliavit* verwenden können, die Außenwirkung von Sätzen wie „Die Gallier rüsten oft zum Krieg (bereiten ... vor) gegen die Germanen und eilen zum Rhein“ (S. 65) bzw. „Bei den alten Römern standen (waren) die Frauen unter dem Befehl der Männer“ (S. 95) bzw. „Während die Streitkräfte die Türme belagerten (Präsens), quälte sie schlimmer Durst“ (S. 147) hätte man sich vor der Phase der Drucklegung gründlich überlegen sollen, S. 99 irritiert die Form *excrescunt*³, die Formen *funera* (S. 100) und *funus* (S. 102) sind im Wortschatz nicht zu finden, S. 105 (Kap. 44) ist *olim* in einer Fußnote angegeben, obwohl es bereits im Wortschatz zu Kapitel 32 steht, S. 78 (Kapitel 32) werden *patricius* und *plebeius* als Vokabeln angegeben – *plebeius* „der Plebejer“ sogar noch auf S. 106 im D-Teil von Kapitel 44 (!), Satz a – , obwohl das Wort bereits im Wortschatz von Kapitel 32 vorkommt, S. 109 wird auf eine Karte „Die Römer in Deutschland“ auf S. 190 verwiesen, die dort nicht zu finden ist, S. 115 wird die Übersetzung von „Lichter“ verlangt, obwohl das Wort wenige Zeilen später im Wiederholungskapitel 16 angegeben werden muss. Diese Beispiele mögen genügen um zu zeigen, dass bei der abschließenden Redaktion des Unterrichtswerks offensichtlich etliche Mängel übersehen wurden, die den Schülern nicht zuzumuten sind. Ferner sind die Tabellen (z. B. S. 236 und 239) im Grammatikteil mit den ständigen deutschen Übersetzungen viel zu umfangreich. S. 214 steht eine Tabelle zehn lateinischer Vornamen, die im Deutschen nahezu unverändert sind – reine Platzverschwendung! Dies gilt auch für das Paradigma von *aequor* (S. 249). S. 236/237 findet sich viermal (!) der Begriff „die zweite Vergangenheit“ als deutsche Wiedergabe des Begriffs „Perfekt“

(ähnlich S. 240/241 beim Personalpronomen), als ob Gymnasiasten, zu deren Kompetenzen nicht zuletzt abstrahierendes Denken gehören sollte, nicht in der Lage wären, eine einmal gegebene Definition zu verstehen, sondern man ihnen diese mehrmals einhämmern müsste. Auch ist der Realienteil (S. 304-312) viel zu umfangreich geraten; andererseits fehlt S. 242 eine Erläuterung zu den Sueben, die im Realienteil nicht zu finden sind. Das ganze Buch ist daher mit seinen 328 Seiten einerseits zu umfangreich, andererseits fehlen Übungen zu handlungsorientierten Unterrichtsformen. Eine glücklichere Hand hätten die Bearbeiter bei der Auswahl des Bildmaterials, aber ein Photo von Wellen, die am Strand auslaufen, mit dem daneben stehenden Text „Stürme und hohe Wellen verursachen den Seeleuten auf dem Meer stets Gefahren“ (S. 176) ist einfach zu banal, für Gymnasiasten schlicht unerträglich.

Fazit: Die Bearbeiter des Bandes hätten gut daran getan, das Lehrwerk vor der Herausgabe zu überarbeiten und zumindest die größten Mängel zu beseitigen. Bedenklich stimmt vor allem, welcher hoher Stellenwert dem Bereich „militärische Auseinandersetzung“ und den z. T. ermüdenden Paradigmen in *AUSPICIA I* zukommt. Lehrwerke dienen nicht der pädagogischen Selbstbefriedigung zur Darstellung einer vermeintlichen Ordnung, die zudem gelegentlich mit Systematik verwechselt wird, sondern sie sollen mit Hilfe attraktiver und motivierender Texte Jugendliche auch in Zukunft für das Erlernen des Lateinischen motivieren. Ob dies bei *AUSPICIA* der Fall ist, darf schon jetzt mit einem Fragezeichen versehen werden. Jede Fachschaft Latein, die dieses Unterrichtswerk anschaffen möchte, sollte vor einer Entscheidung klar bedenken, dass L2 in Konkurrenz zu einer modernen Fremdsprache steht, und hinterher nicht jammern, wenn die Klientel, die man schon in Händen zu haben glaubt, sich der genannten Alternative zuwendet, zumal wenn deren Unterrichtswerk schlicht attraktiver und zeitgemäßer ist.

Anmerkungen:

- 1) C. Utz: Mutter Latein und unsere Schüler: Fragen an die Stoffe der Schulgrammatik. In: P. Neukam (Hrsg.): Dialog Schule & Wissenschaft. Klassische Sprachen und Literaturen, Bd. 30, München 1996, S. 111.

- 2) Im Russischen handelt es sich bei stimmhaften/stimmlosen und harten/weichen Konsonanten um zwei gänzlich verschiedene Kategorien.
- 3) *Excrescere* ist gemäß ThLL kein Synonym zu *adolescere*; es hat bei Tacitus, auf den Kapitel 41, Teil C indirekt Bezug nimmt, die Bedeutung „in die Höhe wachsen“ (Germ. 20 *in hos artus, in haec corpora, quae miramur, excrescunt*).

GERD FLEMMIG, Fürth

AUSPICIA – Streit um ein neues Lehrbuch in Bayern

Als Linear B entziffert wurde – ich war gerade am Anfang des Studiums –, waren wir zunächst begeistert, weil wir glaubten, die Tontäfelchen enthielten brisante Neuigkeiten, Literarisches gar über die vorhomerische Zeit. Dann die Enttäuschung, als es nur Inventare waren. Und obwohl sprachwissenschaftlich sehr interessiert betrieb ich als Schüler von A. HEUBECK, dem Gräcisten und Mykenologen der ersten Stunde, die Sache eher lustlos, konnte aber mitreden.

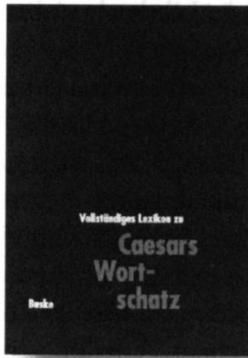
Warum der Vorspann? Wenn Schüler dürres Zeug als Futter bekommen, könnte ich mir sehr wohl vorstellen, dass sie meine Lustlosigkeit hinsichtlich des Mykenischen bei weitem übertreffen. Also: Inhaltsreiche Sätze dürften zumindest nicht störend sein. Ob sie den Lerneifer der Schüler beflügeln, wissen wir nicht. Aber wenn naive Sätze die Lateinkenntnisse nachweislich fördern, würde ich zum naiven Weg raten, trotz GOETHE: Lang ist der Weg zur Wahrheit und beschwerlich zu steigen. Doch wir legen ihn nicht gerne auf Eseln zurück.

Die bisherige Diskussion geht m. E. viel zu sehr von Annahmen und Befürchtungen aus. Dass nach fast 50 Jahren pädagogischer Forschung immer noch so diskutiert wird wie zu der Zeit, da ich im Seminar war! Warum gibt es keine Versuchsklassen, in denen gute Lehrer mit schlechten Büchern und umgekehrt arbeiten? Ich würde auf Grund meines Erfahrungen mit meinen Lehrern nach dem Krieg, als wir zwei Jahre keine Bücher verwenden durften, eher vermuten, dass ein guter Lehrer mit einem miserablen Buch mehr erreicht als umgekehrt. Statt dessen wird hin und her behauptet, was ich *faute de mieux* hier auch tue.

Mein Studium finanzierte ich hauptsächlich durch Nachhilfestunden in Latein. Aber ich hatte

auch Studenten der Theologie und der Jurisprudenz auf das Kleine Latinum vorzubereiten, mit maximal zwei (!) Wochenstunden. Nach einiger Grammatikpaukerei las ich mit ihnen sofort Caesar und ließ die Wörter lernen, die im Text begegneten. Nach einem halben Jahr hatte ich sie in der Regel auf Prüfungsniveau, d. h. sie bestanden die Prüfung, „konnten“ aber natürlich nicht Latein, ebenso wenig wie ein heutiger Abiturient mit sagen wir Note 3 im Großen Latinum etwa Latein kann; auch meine Referendare mit guten Noten bestachen nicht mit guten Kenntnissen. Ich legte ihnen eine Kapitelüberschrift von INGEBORG DREWITZ vor: *Reverentia cane capitis*. Der Druckfehler wurde nicht bemerkt. Dann korrigierte ich *cane* in *cani*. Unter mehr als drei Dutzend Übersetzungsversuchen kaum eine richtig. ‚Ehrfurcht vor der Hundehauptstadt‘ war dabei eine der herausragenden Dummheiten.

Selbst im Schuldienst, hatte ich mit allen Klassen den Graben zu überwinden, der zwischen dem Übungsbuchlatein und dem Originallatein lag (liegt). Von eben diesem Graben las ich die ganzen Jahre in kaum einer der Diskussionen. Diese wurden im persönlichen Gespräch gelegentlich zugegeben – wenn ein Kollege im Jahr vor der Lektüre die Klasse hatte. Dass fast jedes Lehrbuchlatein mehr oder weniger Defizite aufweist, liegt daran, dass nur sehr wenige Studierkräfte etwas zustande bringen, was originalem Latein gleichkommt. Aber auch die Entfernung von Schwierigkeiten aus einem Original stört den Text nachhaltig, weil zumindest der Rhythmus verdorben wird (Exkurs: Einer meiner Bekannten heiratete eine Engländerin, die an der *European Business School* Englisch unterrichtet. Als sie mit ihren Kindern Englisch sprach, erlebte ich ein neues faszinierendes Idiom, nämlich originales Englisch, das zu verstehen zunächst gar nicht einmal so leicht war. Dasselbe erlebte ich bei einem Italiener an der Volkshochschule, bei dem ich „echtes“ Italienisch hörte und verstehen lernte. Sein Rhythmus wirkte ansteckend und ich konnte plötzlich etwas über das Übungsbuch hinaus. Auch der Lehrer erlebte etwas, nämlich mehrere Beschwerden aus unserem Kurs, weil er sich zu weit von der heiligen Kuh Lehrbuch entfernte: Die Beschwerdeführer meinten, sie



LATEIN

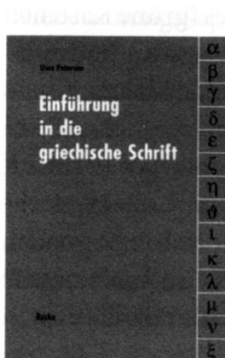
BERND F. SCHÜMANN

Caesars Wortschatz

Vollständiges Lexikon zu den Schriften »bellum Gallicum«, »bellum civile«, »bellum Africanum«, »bellum Alexandrinum«, »bellum Hispaniense« sowie den Fragmenten 2004. 253 S. 3-87118-824-7. Kartoniert 9,95

Von Lehrern und Dozenten vielfach empfohlen, ist dieses Buch ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle, die sich erfolgreich

auf das Kleine Latinum vorbereiten möchten. Als einzige Darstellung seiner Art auf dem Buchmarkt differenziert dieses handliche Lexikon alle Einträge nach der Häufigkeit ihrer Belegstellen und erfasst den gesamten Wortschatz der Schriften Julius Cäsars. Es enthält ferner umfangreiche Angaben zur Phraseologie, ein vollständiges Verzeichnis aller jeweils belegten syntaktischen Strukturmuster und einen Anhang, der den Grundwortschatz noch einmal gesondert zusammenfasst.



GRIECHISCH

UWE PETERSEN

Einführung in die griechische Schrift

2., durchgesehene und verbesserte Auflage 2003. 127 Seiten. 3-87548-338-3. Kartoniert 14,80

Zielgruppe: Wer sich für die griechische Antike interessiert, Alt- oder Neugriechisch lernen möchte oder eine Reise nach Griechenland plant, der findet in diesem Band eine ideale Einführung in die griechische Schrift. Vorkenntnisse sind nicht erforderlich.
Lernziele: Beherrschung des griechischen Alphabets in Schrift und Aussprache.

Diese vielfach bewährten Lehr- und Nachschlagewerke erhalten Sie (ggfs. auf Bestellung) in jeder guten Buchhandlung. Bitte fordern Sie unser aktuelles Gesamtverzeichnis an, in dem Sie Lehr- und Wörterbücher zu rund fünfzig Sprachen finden.

Buske

Helmut Buske Verlag
Richardstraße 47
D-22081 Hamburg



www.buske.de

Tel. +49 (0)40 - 29 99 58-0
Fax +49 (0)40 - 299 36 14

α
β
γ
δ
ε
ξ
η
θ
ι
κ
λ
μ
ν
ξ
ο
π
ρ
σ
τ
υ
φ
χ
ψ
ω

müssten zwei verschiedene italienische Sprachen lernen: seine und die des Lehrbuchs. Und es war ein schönes Stück Arbeit, diesen ausgezeichneten Lehrer vor den Folgen der Dummheit der Bötier zu bewahren und den Lernwilligen zu erhalten.) Meine drei Töchter besuchten ein Altsprachliches Gymnasium und hatten Latein im Leistungskurs. Trotz guter, sogar sehr guter Zensuren „konnten“ sie m. E. nicht Latein, auch diejenige nicht, die es als mittlerweile habilitierte Germanistin beruflich öfter braucht, als ihr lieb ist. Dann holt sie Rat bei Fachleuten ein. Der unaufgelöste Rest landet bei mir. Es ist interessant zu sehen, woran Kollegen so scheitern. Ich liege wahrscheinlich nicht ganz falsch, wenn ich behaupte, dass das Gefälle zwischen den „approbierten“ Lateinern dem der Ärzte entspricht. Da gehe ich auch nicht zu jedem. Deswegen ist es für mich nicht überraschend, wenn Schülern schwache Kenntnisse nachgesagt werden. Ganz gleich, welchen Erwartungshorizont man hat, sind ihre Kenntnisse überwiegend nicht „angeblich“, sondern wirklich schwach. Dafür gibt es mehrere Ursachen: das Lernumfeld, die Bequemlichkeiten und Prioritäten der Lernenden, die nicht immer engagierten Lehrer und natürlich auch die Bücher.

Schließlich: Obwohl ich Deutsch erheblich besser kann als Latein, habe ich mit meiner Muttersprache gelegentlich Schwierigkeiten, die ich in Latein, das ich deklinierend und konjugierend gelernt habe, nie bekomme: Heißt es nun „manche deutsche Flüsse“ oder „manche deutschen Flüsse“? Wenn ich nicht nachdenke, mache ich es richtig. Im Lateinischen ist es umgekehrt. Fazit: Unsere Unzulänglichkeiten haben ein recht unterschiedliches Niveau.

Vielleicht sind wir alten Lehrer auch etwas betriebsblind und merken gravierende Veränderungen erst, wenn wir selbst davon betroffen sind: Bei einem Gespräch mit einem ehemaligen stellvertretenden Direktor eines Gymnasiums fiel uns auf, dass unsere Enkel ohne intensive häusliche Betreuung (nicht etwa Überwachung der Hausaufgaben) nicht mehr arbeiten können. Und in Latein, sagte er mir, tue er sich selber schwer. Als studierter Anglist und Germanist habe er auch Latein gelernt, aber jede Deklination und Konjugation für sich, und das sei schon schwer genug

gewesen. Jetzt lerne man von allen Deklinationen den Nominativ, den Akkusativ usw. und von allen Konjugationen das Präsens, Imperfekt usw. Sogar er tue sich da schwer, sich hineinzufinden. Aber: Die Übungsstücke seien wirklich schön, ebenso die Ausstattung der Bücher. Und am Schluss erbat er von mir einige Erläuterungen. – Vielleicht bremst diese Beobachtung die Euphorie und Selbstgewissheit der Lehrbuchmacher und Didaktiker.

HELMUT DÜRBECK, Wiesbaden

Latein mit Felix

Nach nunmehr beinahe eineinhalb Jahren Arbeit mit „Latein mit Felix“, dem neuen Lehrbuch für Latein als erste Fremdsprache, scheint es mir geboten, der mit teils bitterer Schärfe geübten Vorabkritik sowie den zahlreichen ebenso unwürdigen wie unbedachten Abqualifizierungen ein Urteil aus der Sicht des Praktikers entgegenzustellen, das sich sowohl auf meine persönlichen Erfahrungen als auch auf die Reaktionen meiner Schüler stützt.

Dabei müssen meines Erachtens drei Fragen untersucht und beantwortet werden:

1. Haben die Schüler Spaß am Lernen der lateinischen Sprache und römischen Kultur?
2. Ist mit dem Lehrbuch ein erfolgreiches Lernen gewährleistet?
3. Wie angenehm gestaltet sich das Unterrichten für den Lehrer?

Ad 1.: In einer offenen Befragung meiner Fünftklässler am Ende des Schuljahres (grüne Kärtchen für positive, rote Kärtchen für negative Rückmeldung) bestätigte die überwältigende Mehrheit, dass ihnen Latein trotz aller Lernstrapazen großen Spaß bereitet habe. Nun könnte ich mir dies leicht auf die eigene Fahne schreiben und mich am angenehmen Gefühl, ein „guter“ Lehrer zu sein, erfreuen, wären da nicht die zahlreichen lobenden Hinweise der Schüler, wie gut ihnen doch das Buch gefallen habe, die diesen Gedanken relativieren. Besonders der Einstieg mit altersgerechten Texten aus dem Bereich der *familia*, aber auch die Sequenz zu Pompeji haben die Schüler gefesselt. Ebenso schätzten die Schüler, dass die L-Stücke nicht nur interessant, sondern vor allem machbar waren, so dass niemand überfordert wurde.

Ad 2.: Wie erfolgreich mit „Latein mit Felix“ gelernt wird, vermag ich nach nur einem Band nicht zu beurteilen. Entscheidend ist die Frage, ob nach Band 4 eine hinreichende Lektürefähigkeit erreicht wird, und genau diese Frage kann derzeit noch niemand beantworten. Der Grundstock jedoch ist gelegt und was die Bedenken einiger Kollegen hinsichtlich der Methodik bzw. Stoffverteilung angeht, so kann ich nur folgendes sagen: Die horizontale Methode bereitet offensichtlich einigen Kollegen weitaus größere Probleme als den Schülern, die es ja nicht anders kennen. Alle auftretenden Probleme der neuen Methode anzulasten erachte ich jedenfalls für ein Zeichen, dass man es sich zu leicht macht. Auch die mit Sorgenfalten betrachtete Einführung des AcI im ersten Lernjahr entpuppte sich als eher leichteres Häppchen. So gilt es abzuwarten und nach angemessener Zeit Bilanz zu ziehen.

Ad 3.: Dass die Qualität eines Lehrbuches auch danach bemessen wird, wie angenehm es sich damit unterrichten lässt, ist unbestritten. Dabei darf jedoch nicht das perfekte Buch erwartet werden, das dem Lehrer alle Arbeit abnimmt. Das wäre ja auch langweilig! Mich haben an „Latein mit Felix“ viele Dinge gefreut, einige auch geärgert. Schön fand ich die schon oben erwähnten L-Stücke, die nicht nur Erfolgserlebnisse schaffen konnten, sondern auch vielfältige Anknüpfungspunkte, den Schülern die römische Welt näher zu bringen. Dabei war mir das Sachbuch eine große Hilfe, vor allem für Schülerreferate. In den abwechslungsreich gestalteten Wiederholungskapiteln konnten insbesondere die Übersetzungstests Aufschluss über den momentanen

Leistungsstand der Schüler geben. Was ich jedoch für das Entscheidende halte ist, dass die gesamte Aufmachung auf die Schüler motivierend wirkte. Ein Lateinbuch wird ja nicht dadurch schlechter, dass es bunte Bilder beinhaltet oder auf überflüssige Terminologie verzichtet.

Ich will aber auch einige Punkte nicht verschweigen, die mir und meinen Schülern nicht so gut gefallen haben. Oft wünscht man sich mehr Übungsmaterial, vor allem bei den Relativsätzen wurde dies deutlich. Der Trainingsband kann oft weiterhelfen, ohne jedoch vollständig zu überzeugen. Bei den Präpositionen bringt es meines Erachtens nichts, wenn man nur die Wortbedeutungen lernt. Schaubilder (vgl. *prima!*) oder eine kontextbezogene Einführung wären sinnvoller. Bisweilen waren auch einige Wortbedeutungen eher verwirrend (z. B. *manere* – (er)warten; *tamen* – jedoch; *puella* – Freundin).

Bei aller – zum Teil durchaus angebrachten – Kritik muss man jedoch feststellen: Im Endeffekt kann ein Lehrbuch nur so gut sein wie der Lehrende, der damit arbeitet. Genießen wir doch an manchen Stellen die kleinen Erfolgserlebnisse, wenn wir sagen können: „Das hätte ich noch besser gekonnt!“ Nichts Schöneres kann es doch für den Pädagogen – zumal den altphilologisch ausgebildeten – geben. Anstatt sich zu verschließen und jeden Misserfolg dem neuen Buch bzw. der neuen Methode anzulasten, plädiere ich für einen souveränen Umgang mit dem Angebot Lehrbuch. Dazu gehört eben auch, dass man bewusst auswählt und eigene Akzente setzt, wo man es für nötig hält. Dass es momentan keine Alternative zu „Latein mit Felix“ gibt, ist weder

Einmaliges Sonderangebot *(gültig bis zum 31. Oktober 2005)*

„Auf Caesars Spuren“

Würfelspiel für den Latein-Unterricht und alle, die Latein lieben, für 3 bis 6 Spieler
Anzeige Spielebörse

„SCIO“ - Quiz-Kartenspiel

59 Fragekarten, vor allem zu lateinischen Sprichwörtern und Redensarten, für 3 und mehr Spieler von 12 Jahren an

Beide Spiele zum Preis von insgesamt 10,00 € + 5,00 € Versandkosten
(Bei Bestellung von mehreren Exemplaren gilt der gleiche Einzelpreis, hinzu kommen höchstens 6,50 € Versandkosten, die bei einem Bestellwert ab 150,00 € entfallen.)

MELSUNGER SPIELE-BÖRSE

Dessauer Str. 3 · 34212 Melsungen · Tel. (05661) 4406 · Fax (05661) 50046

Schuld der Verfasser noch des Verlages. Auch die berufsmäßigen Querulanten und ewig Gestrigen sollten endlich neidlos anerkennen, dass wir mit „Latein mit Felix“ wirklich gut bedient sind und aufhören, das „perfekte Lehrbuch“ zu erwarten. Im Übrigen kann ich nur anmerken, dass wir Altphilologen im Vergleich zu den modernen Fremdsprachen deutlich die Nase vorn haben, was die Attraktivität und Effektivität nahezu aller Lehrbücher angeht.

MARKUS SCHERL, Forchheim

Zu Reinhold F. Gleis über „W. D. Lebek, Das Latinum und die Qualität der deutschen Universitätsstudenten“

Hinter dem Brief von REINHOLD F. GLEI steht eine etwas längere Geschichte, die den Lesern des FORUM CLASSICUM nicht vorenthalten werden soll. An der Datensammlung für meine Statistiken haben sich viele Universitätsprofessoren beteiligt, die ich gebeten hatte, den von mir entwickelten Test in ihren Lehrveranstaltungen durchlaufen zu lassen. Im erster Linie hatte ich mich natürlich an die Professoren der Fächer Latein und Griechisch gewandt. Von sämtlichen deutschen Instituten für Klassische Philologie, die ich seinerzeit angeschrieben hatte, war das „Seminar für Klassische Philologie Bochum, Ruhr-Universität“ unter der Federführung von Gleis das einzige – buchstäblich das einzige! – das von vornherein eine Beteiligung ablehnte. An einer Diskussion, in der ich mein Projekt vor Bochumer Kollegen hätte erläutern können, hatte Gleis kein Interesse. Stattdessen produziert er jetzt einen Leserbrief.

Meine Ausführungen im FORUM CLASSICUM hat Leserbriefschreiber Gleis entweder nicht gelesen oder er hat sie nicht verstanden. Die „Kölner Studie“ – so glaubt er formulieren zu sollen – „beweist zu unser aller Freude eindeutig, was wir immer schon wußten, dass Studierende mit Latinum intelligenter sind als Studierende ohne Latinum“. In Wahrheit vermeidet die „Kölner Studie“, also die von mir durchgeführte Untersuchung, aus wohlwollenden Gründen gerade den Begriff „Intelligenz“ (mit dem man schnell in Teufels Küche kommt). Vielmehr konzentriert sie sich auf eine bestimmte Form der Textverstehenskompetenz. Dass die studentischen

Latinumsinhaber in diesem speziellen Bereich den studentischen Nicht-Latinumsinhabern überlegen sind, war zunächst eine Hypothese, auf die in den Augen der Befürworter des Lateinlernens manches hinzudeuten schien, die aber in der seinerzeit unwiderlegten Replik der Kritiker auf purem Wunschdenken beruhte. So manche Universitätsprofessoren außerhalb der Klassischen Philologie standen der Hypothese durchaus skeptisch gegenüber, und selbst *intra muros* gab es immer wieder Zweifel. Dass sich die Überlegenheit der Latinumsinhaber nicht nur als „signifikant“, sondern als „hochsignifikant“, ja, normalerweise als „höchstsignifikant“ erwies, ist ein Ergebnis, mit dem überhaupt nicht zu rechnen war. Das Gerede vom Typ „das weiß man ja schon alles“ ist also schlicht realitätsfern. Und es ist überaus schädlich. Denn es errichtet eine Barriere gegen jegliches Bemühen, den Dingen auf den Grund zu gehen. Zumal in der Außenvertretung des Faches ist es ein gewaltiger Unterschied, ob man etwas aufgrund persönlicher, intersubjektiv schwer zu vermittelnder Erfahrung weiß oder zu wissen glaubt, oder ob Daten vorliegen, die die persönliche Erfahrung übersteigen. Die Bedeutung eines solchen Ergebnisses begreift natürlich nicht derjenige, der wie Leserbriefschreiber Gleis Statistik für „Brimborium“ hält und von der heutigen Bildungsdiskussion, die sich immer mehr auf Statistiken stützt, offenbar nichts weiß.

Freilich ist es bei vielen statistischen Untersuchungen ein grundlegendes Problem, inwieweit Korrelation als Kausalität zu interpretieren sind. Dementsprechend wird man auch für die vorgelegten Befunde zwei Deutungsmöglichkeiten gegeneinander abzuwägen haben: „Lateinlernen bis wenigstens zum Latinum verbessert die (überprüfte Form der) Texterfassungskompetenz“ versus „Lateinlernen bis wenigstens zum Latinum selektiert mit insgesamt signifikanter Sicherheit diejenigen Schüler oder Studenten, die eine höhere kognitive Begabung für Texterfassung haben“. Die Problematik ist in meinem Kurzbericht diskutiert worden, es sind Gründe dafür genannt worden, die dazu raten, die erste Deutung zu präferieren. Dies soll aber noch genauer dargelegt werden.

W. D. LEBEK, Köln

Einladung zur fachdidaktischen Tagung

Universität Hamburg
Philosophisches Seminar (Dr. Burkhard Reis)
Institut für Didaktik der Sprachen/Philosophiedidaktik (Prof. Dr. Ekkehard Martens)

Zwischen PISA und Athen – Antike Philosophie im Schulunterricht

16. - 17. 9. 2005, Warburg-Haus Hamburg, Heiligwigstraße 116, 20249 Hamburg

Ausgelöst durch die Ergebnisse der PISA-Studie und die Einführung des achtstufigen Gymnasiums mit Zentralabitur ist vielerorts eine neue Debatte über gymnasiale Bildung entbrannt. Lehrpläne werden mit Blick auf die Zukunftsfähigkeit ihrer Inhalte entrümpelt und revidiert. Fächer wie Philosophie und Ethik, aber ebenso die Alten Sprachen müssen von neuem ihre Nützlichkeit unter Beweis stellen. Der Zwang zu größerer curricularer Verbindlichkeit und Standardisierung bietet jedoch auch die Chance für eine schärfere Profilierung gegenüber anderen Fächern, etwa durch die Besinnung auf die eigene Tradition. Dabei kommt den Texten und dem Gedankengut der griechisch-römischen Antike aus verschiedenen Gründen eine besondere Bedeutung zu.

Ohne den modernen Philosophie/Ethik-Unterricht historisieren bzw. den altsprachlichen Unterricht mit Philosophie überfrachten zu wollen, möchte die Tagung erkunden, welche besonderen Chancen eine zeitgemäße Beschäftigung mit antiker Philosophie im Schulunterricht für das Erreichen fachspezifischer und allgemeiner Lernziele eröffnet. Ziel der Tagung ist es, (a) im Rahmen einer Bestandsaufnahme Umfang, Intensität und Methodik, mit denen antike Philosophie gegenwärtig im Philosophie/Ethik- und im Altsprachenunterricht schon präsent ist, unter Berücksichtigung von Lehrplänen, Unterrichtswerken und Unterrichtspraxis möglichst präzise zu bestimmen, (b) die Bedeutung der antiken Philosophie in modernen Bildungsprozessen an ausgewählten Beispielen für die theoretische und

praktische Philosophie fachwissenschaftlich zu demonstrieren und (c) aktuelle Konzepte für eine gelungene Vermittlung von antiker Philosophie zur Diskussion zu stellen sowie ggf. Empfehlungen für Unterricht und Lehrplanrevision (Stichwort: Kanon) zu formulieren.

Die Tagung wird durch Mittel der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung finanziert und in Kooperation mit der Gesellschaft für antike Philosophie e.V. (GANPH), dem Fachverband Philosophie e.V. und dem Deutschen Altphilologenverband e.V. (DAV) durchgeführt.

Vorläufiges Programm

Freitag, 16.9.2005 (9.00-18.00 Uhr)

Bestandsaufnahme

– Dieter Belde, OStR (Universität Hamburg), *Antike Philosophie im gegenwärtigen Unterricht in den Alten Sprachen*

– Dr. Bernd Rolf, StD (Universität Essen), *Platon, Aristoteles & Co – Welche Rolle spielen sie heute noch im Philosophie- und Ethikunterricht?*

– Prof. Dr. Ekkehard Martens (Universität Hamburg), *Sokrates im Schulunterricht*

Fachwissenschaftliche Begründung I: Theoretische Philosophie

– Prof. Dr. Arbogast Schmitt (Universität Marburg), *Platonismus und Empirismus. Ein kritischer Durchgang durch eine die europäische Geistesgeschichte bestimmende Kontroverse*

– Prof. Dr. Dorothea Frede (Universität Hamburg), *Wie begründet man Wissenschaft? Über Sinn und Nutzen der Prinzipienforschung bei Aristoteles*

Samstag, 17.9.2005 (9.00-18.00 Uhr)

Fachwissenschaftliche Begründung II: Praktische Philosophie

– Prof. Dr. Christoph Horn (Universität Bonn), *Platon über Güter, Tugend und Glück*

– Prof. Dr. Dorothee Gall (Universität Hamburg), *Amicitia vera et perfecta - Ciceros Lehre von der Freundschaft*

Fachdidaktische Perspektiven

– Prof. Dr. Volker Steenblock (Universität Bochum), *Die Antike ins Bild bringen – Bildungszugriffe anhand von Raffaels ‚Schule von Athen‘*
– Reinhard Bode, StR (Eisenach), ... *aber mit der Zeit finden die Menschen suchend das Bessere heraus: Vorsokratikerlektüre im Griechisch-Leistungskurs – Erfahrungen, Reflexionen und eine Textausgabe*
– Dr. Burkhard Reis (Universität Hamburg), *Antike Philosophie interkulturell – didaktische Vorschläge für die Einbeziehung ihrer Rezeption bei islamischen Denkern*
Abschlussdiskussion

Kontakt & Anmeldung: Dr. Burkhard Reis, Philosophisches Seminar, Universität Hamburg, Von-Melle-Park 6 / X., D-20146 Hamburg, T. ++49-0-40-42838-2685, F. ++49-0-40-42838-3983, E-Mail: burkhard.reis@uni-hamburg.de

Auswärtigen Teilnehmern wird nach der Anmeldung die Adresse eines preisgünstigen Hotels in unmittelbarer Nähe zum Hamburger Dammtor-Bahnhof mitgeteilt.

BURKHARD REIS, Hamburg

Einführende Worte zum Vortrag von Manfred Fuhrmann auf dem DAV-Kongress Köln

Am 16. April 2004, um 11 Uhr, hielt Professor Fuhrmann seinen letzten großen Vortrag vor den deutschen Altphilologen. Seine Stimme war bereits von der Krankheit etwas geschwächt, aber insgesamt war sein Vortrag über „Bildung und Moral“ wie gewohnt kraftvoll und mitreißend. Wir konnten den sorgfältig vorbereiteten Text bereits in FORUM CLASSICUM 2/2004 veröffentlichen. Der Unterzeichnete hatte im Auftrag des DAV-Vorstandes die Moderation der Veranstaltung übernommen und dabei die im Folgenden abgedruckten Worte gesprochen. In einem Brief vom 26.4.2004, der sich auf die Veröffentlichung seines Vortrags im FORUM CLASSICUM bezog, schrieb Manfred Fuhrmann u. a.:

„Ich möchte Ihnen noch einmal für Ihre einführenden Worte zu meinem Auftritt danken. Sie gingen über das Übliche hinaus; sie waren offensichtlich gründlich überlegt. Ich akzeptiere sie, weil ich dort ja nicht ‚ich‘, d. h. eine private Figur mit vielen Defekten bin, sondern eine Rolle habe, eine

persona. Diese persona hat ja dann auch integrierende Funktionen im Dienste unserer Sache. Sehe ich das richtig?“

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

mir ist die Ehre widerfahren, dass ich diesen letzten Vortrag vor Abschluss unseres Kongresses und vor der Verleihung des Humanismuspreises ankündigen darf. Sie sind hierher gekommen, um Herrn Professor Dr. MANFRED FUHRMANN zu hören. Er ist uns allen bekannt als einer der großen Vertreter der Klassischen, insbesondere der Lateinischen Philologie der Gegenwart, schon lange Emeritus der Universität Konstanz, aber weiterhin fast rastlos wissenschaftlich tätig und *optime meritis de doctrina et educatione probanda*, also hochverdient um die kritische Prüfung unserer Bildung und Erziehung.

Es war und ist für alle mitdenkenden Fachkolleginnen und -kollegen eine große Freude, dass seine kritischen Thesen von Dresden zum Zustand unseres Bildungswesens im diesjährigen Festvortrag von KLAUS WESTPHALEN aufgegriffen und angegriffen wurden. So setzen die Kongresse des Deutschen Altphilologenverbandes die Diskussion und Klärung fundamentaler Fragen unseres Verständnisses von Bildung, Schule, Unterricht und speziell altsprachlichem Unterricht auch langfristig fort. Der DAV ist dankbar und stolz darauf, dass Herr Fuhrmann über Jahrzehnte hinweg unserem Fachverband und den Aufgaben und Zielen, die er vertritt, die Treue gehalten und vor allem immer wieder neue Impulse gegeben hat. Wir wissen es sehr zu schätzen, dass Herr Fuhrmann auch *extra muros*, d. h. auch außerhalb unserer Fächer ein geachteter, vielleicht manchmal auch gefürchteter Gesprächspartner ist. Sein Wirken über die alten Grenzen unserer Fächer hinaus hat dem Schulfach Latein ein neues und vertieftes Selbstverständnis verschafft. Sie kennen vermutlich alle den Ausspruch von GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG: „Wer nur Chemie und Physik versteht, versteht auch diese nicht.“ Ich möchte ihn abwandeln in: „Wer nur Latein und Griechisch versteht, versteht auch diese nicht.“ Es kommt also darauf an, die größeren Zusammenhänge zu



Veni, vidi – klick!

Langenscheidt e-Wörterbuch Lateinisch-Deutsch

Das beliebte **Große Schulwörterbuch Lateinisch-Deutsch** von Langenscheidt auf CD-ROM mit völlig neu entwickelter Software.

- insgesamt rund **50.000 Stichwörter und Wendungen**
- Lateinisch-Deutsch – mit dem Wortschatz **aller relevanten Schriftsteller**, die im Unterricht gelesen werden
- **deutsche Übersetzungen** bei sämtlichen lateinischen Anwendungsbeispielen
- **Zusatzangaben** zur lateinischen Grammatik und **viele Extras** wie Konjugationen, Deklinationen und römische Namengebung
- **vielfältige Suchmöglichkeiten** mit Pop-up-Funktion, neuer Schnellsuche und erweiterter Profisuche

Langenscheidt
e-Wörterbuch Lateinisch-Deutsch
 CD-ROM
 ISBN 3-468-90863-6
 € 34,90* [D]

*) unverb. Preisempfehlung

Langenscheidt Verlag
 Postfach 40 11 20, 80711 München
 kundenservice@langenscheidt.de

Infos & mehr

www.langenscheidt.de



Langenscheidt
 ...weil Sprachen verbinden

beachten, in die das eigene Tun, das eigene Fach eingebettet ist.

Das von Ihnen gewählte Thema, sehr verehrter Herr Fuhrmann: „Bildung und Moral“ führt uns, dessen bin ich sicher, über die Grenzen unserer ohnehin schon sehr umfangreichen Fächer hinaus, berührt das Umfeld und die Grundlagen schulischer Bildung und Erziehung und des altsprachlichen Unterrichts überhaupt. Auch diesmal, so nehme ich an, werden Ihre Ausführungen wieder auf Zustimmung und Widerspruch stoßen. Wir hoffen, dass sie über den Tag hinaus weiter wirken, sei es als bittere Medizin der Selbsterkenntnis, sei es als Stärkungsmittel für unsere unterrichtliche, wissenschaftliche und erzieherische Arbeit. Wir danken Ihnen, dass Sie hier sind, und bitten Sie nun, mit Ihrem Vortrag zu beginnen.

ANDREAS FRITSCH

Sehr geehrter Herr Professor Fritsch, im letzten FORUM CLASSICUM veröffentlichten Sie zwei Fassungen lateinischer Europa-Hymnen. Ich gab die Texte meinem Musikkollegen für eine mögliche Nutzung im Schulchor. Er schrieb darauf gleich einen dreistimmigen Satz, den wir bei dem traditionellen Wossidlo-Tag (Richard Wossidlo ist der Namensträger unserer Schule) Ende April dann hören werden. Wie mir mein Kollege sagte, bereite das Singen dieser Hymne den Schülerinnen und Schülern große Freude. Da Sie zu solchen Versuchen ja ermutigt hatten, sende ich Ihnen mit Zustimmung meines Kollegen (*christian@schneeweiss85.de*) in der Anlage „unsere“ Schulversion. Wie Sie sehen, hat er beide Hymnen zu einer verarbeitet. Vielleicht haben Sie Verwendung dafür.

Mit freundlichen Grüßen

DOROTHEA ROTHER, Waren (Müritz)
E-Mail: 0399161370-0001@t-online.de

Hymnus Latinus Europaeus

Tuomo Pekkanen, Helsinki
Peter Roland, Wien

Ludwig van Beethoven (1770-1827)
Satz: L. Maierhofer, C. Schneeweiß (2005)

q=160

Sopran

Alt

Bass

1. Eu - ro - pa - ei, gau - de - a - mus, foe - dus fir - mum fe - ci - mus, lae - tum car - men con - ci - na - mus,
2. Cum ma - io - ri - bus mi - no - res na - ti - o - nes va - le - ant, pro - pa - gan - tes pa - cis mo - res
3. Gen - tes sem - per so - ci - ta - te, sic et por - ro per - gi - te, U - ni - o - nem con - fir - ma - te,
4. Sem - per re - gant in Eu - ro - pa fi - des et iu - sti - ti - a et li - ber - tas po - pu - lo - rum

7

U - ni - o - nem iun - xi - mus, con - sti - tu - tis ae - qui - ta - tis, li - ber - ta - tis
vi - vant, cres - cant, flo - re - ant, prae - fe - rant hu - ma - ni - ta - tem, pro - fe - rant ius -
in Eu - ro - pam cre - di - te! Est Eu - ro - pa nunc u - ni - ta et u - ni - ta
in ma - io - re pa - tri - a. Ci - ves, flo - re - at Eu - ro - pa, o - pus mag - num

Mazette Oldenburg

12

iu - ri - bus, in com - mu - ne com - pro - ba - tis Eu - ro - pae - is le - gi - bus.
ti - ti - am, om - ni - um fra - ter - ni - ta - tem, can - di - dam con - cor - di - am.
ma - ne - at; u - na in di - ver - si - ta - te pa - cem mun - di au - ge - at.
vo - cat vos. Stel - lae sig - na sunt in cae - lo au - re - ae quae iun - gant nos.

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Prof. Dr. Géza Alföldy, *geza.alfoldy@urz.uni-heidelberg.de*
Dr. Helmut Dürbeck, Hans-Thoma-Str. 18, 65195 Wiesbaden
Gerd Flemmig, StD, Schulstraße 21, 90765 Fürth
Dr. Gerhard Holk, Gumbinnenweg 17, 31141 Hildesheim
Dr. Gottfried Kiefner, Hauffstr. 7, 72074 Tübingen
Prof. Dr. Bernhard Kytzler, University of Natal, Durban, Department of Europe Studies
Prof. Dr. Wolfgang Dieter Lebek, Universität Köln, *wolfgang.lebek@uni-koeln.de*
Dr. Michael Lobe, StR am Melanchthon-Gymnasium Nürnberg, priv.: Franz-Ludwig-Str. 22,
96047 Bamberg
Dr. Jens Nitschke, Montepulcianoweg 13, 14547 Beelitz
Dr. Thomas Poiss, Humboldt-Universität zu Berlin, E-Mail: *thomas.poiss@rz.hu-berlin.de*
Dr. Burkhard Reis, StR, Schlicksweg 24, 22307 Hamburg, *surculus@aol.com*
Prof. Dr. Wolfgang Rösler, Humboldt-Universität zu Berlin, *wolfgang.roesler@rz.hu-berlin.de*
Markus Scherl, Forchheim, *scherl.markus@gmx.de*
Prof. Dr. Edith Schiroke, Universität Freiburg, *schirok-freiburg@t-online.de*
Rainer Schöneich, OstD, Kieler Gelehrtenschule, Feldstr. 19, 14105 Kiel
Walter Siewert, OstR, Sulzbachtalstr. 194, 66280 Sulzbach
Franz Josef Weber, OstD a.D., Baltenweg 6, 33098 Paderborn
Michael Wenzel, OstR, Seminarlehrer, Jesuitengasse 4, 86316 Friedberg (b. Augsburg),
michwenzel@web.de
Prof. Dr. Jürgen Werner, Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin
Dr. Michael Wissemann, Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal, *mwissemde@yahoo.de*
Herbert Zimmermann, StD, Artilleriestraße 7 A, 52429 Jülich

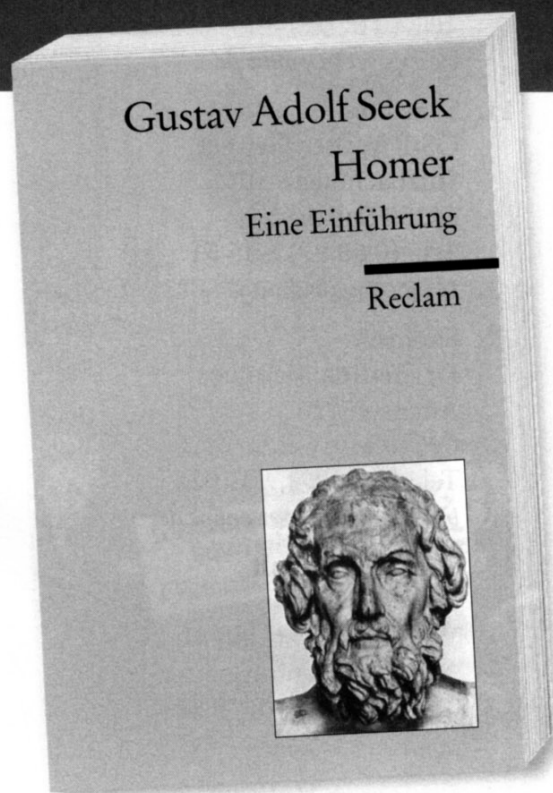
FORUM CLASSICUM auf CD-ROM

Eine Archiv-CD zu FORUM CLASSICUM und MDAV (ab 1994) kann weiterhin gegen eine Aufwandsentschädigung von EUR 10,- (incl. Porto) zugesandt werden. Sie enthält – vierteljährlich aktualisiert – sämtliche Dateien der gedruckten Ausgaben seit 1994 im Adobe®-PDF-Format zur Volltext-Recherche (vgl. dazu den Artikel in FC 4/99, 212f.). Bestellungen richten Sie bitte (wenn möglich, unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken) an: StR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: *ruediger.hobohm@altmuehl.net.de*. Die jeweils aktuellsten Dateien sind abzurufen unter *www.ruediger-hobohm.de*. Beachten Sie auch die Hinweise auf den Homepages des Verbandes: <http://www.altphilologenverband.de> und dieser Zeitschrift: <http://www.forum-classicum.de>.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

Aktuelles aus unserem Antike-Programm



Seecks Einführung stellt gezielt den »Erzähler« Homer in den Mittelpunkt und erschließt *Ilias* und *Odyssee* in all ihren literarischen und strukturellen Besonderheiten.

Gustav Adolf Seeck: Homer

Eine Einführung

296 S. · 13 Abb. · UB 17651 · € 6,80

Äsop: Fabeln

Gr/Dt. · Übers. u. Anm.:

T. Voskuhl. Nachw.: N. Holzberg

266 S. · UB 18297 · € 6,60

**Plinius der Ältere: Naturalis
historia / Naturgeschichte**

Lat/Dt. · Ausw., Übers. u.

Hrsg.: M. Giebel

165 S. · UB 18335 · € 4,60

Aristoteles: Topik

Übers. u. Komm.:

T. Wagner u. C. Rapp

368 S. · UB 18337 · € 9,00

Wir informieren Sie gerne über unsere
speziellen Bezugsbedingungen für Lehrer
Tel.: 07156 / 163 155 Fax: 07156 / 163 201
E-mail: lehrerservice@reclam.de www.reclam.de

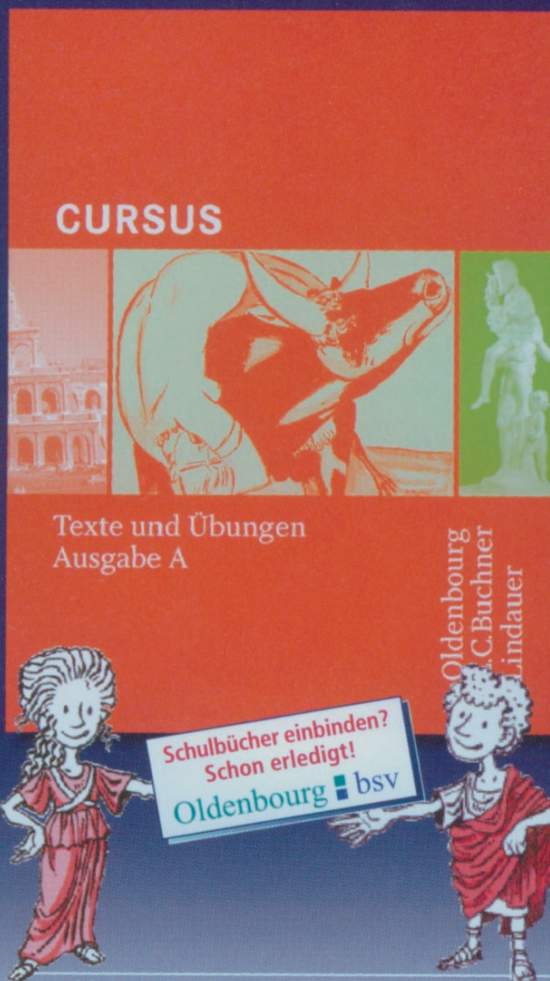
Reclam

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann
Am Pfarrgarten 10
79219 Staufen
Tel.: (0 76 33) 80 11 39
Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Renate Albler
Leerer Str. 43
28219 Bremen
Tel.: (04 21) 39 27 57
alblerren@t-online.de
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 83 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Dipl.-Phil. Leif Berling
Blumenstr. 25
18258 Rukieten
Tel.: (03 84 53) 2 00 11
Leif.Berling@t-online.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Sandhauk 8
49699 Lindern
Tel.: (0 59 57) 96 72 97
bgieseler@NVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Teplitzer Str. 20
33803 Steinhagen
Tel. (0 52 04) 64 91
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
StD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 31 77
loos-speyer@t-online.de
- 11. Saarland**
OStR Walter Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel.: (0 68 97) 6 45 51
WSiewert@t-online.de
- 12. Sachsen**
Dr. Bettina Meitzner
Auensteig 26
09648 Mittweida
Tel.: (0 37 27) 9 02 02
bettina.meitzner@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
Dipl.-Phil. Reinhard Bode
Vippacher Gasse 6
99880 Mechterstädt
Tel.: (0 36 22) 90 48 50
Reinhard.Bode@t-online.de

Jetzt erschienen: **Der neue CURSUS**



Stand der Preise: 2005

Friedrich Maier, Stephan Brenner (Hrsg.)

CURSUS – Ausgabe A

Einbändiges Unterrichtswerk für Latein

In Gemeinschaft mit dem Verlag C.G. Buchner, Bamberg

Texte und Übungen, 304 Seiten, zahlreiche farbige Abb., brosch. mit Schutzumschlag aus fester Folie, Best.-Nr. 87705-4, € 22,90

Begleitgrammatik, 184 Seiten, broschiert mit Schutzumschlag aus fester Folie, Best.-Nr. 87708-9, € 14,90

Neukonzeption

■ Neue Texte – schülergerecht und einfacher
■ Kindgemäße Darstellung der Grammatik
■ Zahlreiche, abwechslungsreiche Übungen
■ Anreize zum selbst entdeckenden Lernen
■ Angebote zum handlungsorientierten Unterricht
■ Zielgerichtete Einführung in die Kultur der Griechen und Römer
■ Aktualisierende Vergleiche zwischen Antike und Gegenwart
■ »Kulturstationen« zur Vertiefung der Grammatik und Erweiterung von Kulturwissen

Inhaltlicher Aufbau

■ 45 Lektionen und 5 Lektionen Übergangslektüre
■ Fortlaufende, spannende Abenteuergeschichte mit zwei Identifikationsfiguren (L. 1–20)
■ Dramatische Einzelgeschichten über Gestalten und Ereignisse aus Mythos und Geschichte (L. 21–36)
■ Kurzgeschichten über die kulturellen Fundamente Europas (L. 37–45)
■ Texte aus der Spätantike bis zur Neuzeit (ÜL)

Arbeitsheft 1, 56 Seiten, + 8 S. Lösungen, geheftet, Best.-Nr. 87706-2, € 8,90

Arbeitsheft 2, ca. 68 Seiten, + 12 S. Lösungen, geh., Best.-Nr. 87707-0, ca. € 10,80

Lehrermaterialien*, ca. 320 Seiten, mit CD-ROM, Loseblattsammlung, Best.-Nr. 87709-7, ca. € 19,-

*Oldenbourg:bsv-Ordner, Best.-Nr. 00974-5, € 5,-

Klasse!
Oldenbourg ■ bsv

Haben Sie noch Fragen? ➔ Unser Servicetelefon: 01805 6533 62 (€ 0,12/Min.) · Telefax: (089) 4 5051-200 · E-Mail: info@oldenbourg-bsv.de
Internet: www.oldenbourg-bsv.de · Anschrift: Oldenbourg Schulbuchverlag/Bayerischer Schulbuch Verlag, Rosenheimer Straße 145, 81671 München

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

prima.

Prima A – Gesamtkurs Latein

Die neuesten
Begleitmaterialien

Prima Prüfungen 1

44 Seiten, Best.-Nr. 5013, ca. € 6,-. Erscheint im Mai 2005.

15 Texte, die jeweils den Stoff mehrerer Lektionen umfassen, helfen bei der Vorbereitung auf Klassenarbeiten (11 zweigeteilte Aufgaben, 4 reine Übersetzungsaufgaben). Mit Lösungen.

Prima Lesen 1: Das Geheimnis der sprechenden Statue

44 Seiten, Best.-Nr. 5012, € 6,60

Wortschatz und Grammatik der zusammenhängenden Geschichte sind genau auf das Schülerbuch abgestellt, sodass sie parallel zu Prima gelesen werden kann. Mit deutscher Übersetzung am Ende des Heftes.

Pegasus

Das lateinische Lesebuch der Mittelstufe

Antike und Gegenwart 20 - Lehrerkommentar

Bearbeitet von Friedrich Maier. 384 Seiten, Best.-Nr. 5990, € 29,80

Der große Literaturkommentar zu Texten und Autoren des lateinischen Lektüreunterrichts bietet das „Weltkulturerbe Antike“ in nuce. Er orientiert sich an den 16 im Lesebuch „Pegasus“ vorgestellten Persönlichkeiten von Themistokles bis Erasmus und enthält reichhaltiges Material zur Projekterweiterung, sodass er universal im Lektüreunterricht einsetzbar ist.



Informationen und Bestellungen über:

C.C. Buchners Verlag · Postfach 1269 · 96003 Bamberg

www.ccbuchner.de service@ccbuchner.de

Newsletter Latein: newsletter@ccbuchner.de